This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN SVHK 7

50543.7.22

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK

For the purchase of German books

2512

Die Freigelassenen.

Bildungsgeschichte aus Oesterreich.

Von

Bauernfeld.

Wir alle leben vom Vergangenen
und gehen am Vergangenen zu Grunde.
Goethe.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1875.
Verlag von Otto Janke.

Aufgeschnittene und beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Die Freigelassenen.

Zweiter Band.

Die Freigelaſſenen.

Bildungsgeſchichte aus Oeſterreich.

Von

Bauernfeld.

Wir alle leben vom Vergangenen
und gehen am Vergangenen zu Grunde.
Goethe.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Berlin, 1875.

Druck und Verlag von Otto Janke.

50543.7.22

Hugo Reisinger Fund.

Inhalt des zweiten Bandes.

			Seite
1.	Capitel.	Idibus Martiis	3
2.	„	Die Barrikadenzeit	23
3.	„	Szeretem a szabadságot	39
4.	„	Die Schutzgeister	57
5.	„	Die Frau Hofräthin	71
6.	„	Blue devils	85
7.	„	Liber et libertus	107
8.	„	Vater und Sohn	127
9.	„	Vater und Tochter	143
10.	„	Ein Zeitungsartikel	159
11.	„	Der Jesuit	177
12.	„	Schwester Benigna	197
13.	„	Das Testament	215
14.	„	Das ensiegelte Blatt	229
15.	„	Epilog	249

Zweiter Band.

Die Stürme.

Hunc ego servum liberum
esse volo.
Formel der alt-römischen
manumissio.

Erſtes Capitel.

Idibus Martiis.

Osez! Voilà tout le secret
des révolutions.
St. Just.

Wie ein Mann, der im dumpfen Halbschlummer liegt, die keuchende Brust gedrückt von dem schweren, gespenstischen Alp — doch die grause Nacht schwindet und mit ihr der entsetzliche Traum, und dem ersten Strahle der allbelebenden Sonne erschließt sich die zuckende Wimper und der lange gequälte Schläfer springt auf von seinem Schmerzenslager, wendet sich, darf sich dem Lichte zuwenden, dem hellen Tage, dem freundlich menschlichen Treiben und Wirken! So war dem Wiener, dem Oesterreicher damals zu Muthe, als der grause Zwang des abscheulichsten Regierungssystems, von dem je ein Volk geknechtet worden, plötzlich nicht mehr auf ihm lastete, als das verschrumpfte, doch bisher allmächtige Polizeigräuchen, von dem heißen Strahl der Freiheit

auf den Tod getroffen, sein verlogenes Zauberdasein stöhnend und ächzend aushauchte. — Die zahme und entnervende Dienstbarkeit, unter welcher der Oesterreicher dahin gesiecht, findet nirgend in der Welt ihres Gleichen. Dem asiatischen Despoten gehorcht ein Volk von Sklaven, doch sie sind Holz von seinem Holze, sind Barbaren wie er, er nur der Mächtigste, der Kraftvollste unter ihnen, und so wird ihr Gehorchen wie sein Gebieten zu einer Art Naturnothwendigkeit. Und die Parias sind sich unter einander gleich; ihr Tyrann läßt sie auch zeitweise gewähren, hemmt und hindert nicht ihre lärmenden Freuden, ihre wilden Tänze und Opiumräusche in den sparsamen Feierstunden, nachdem sie sich genugsam für ihn geplagt — und beide Theile, Herrscher und Sklaven, sind mit einander zufrieden. — Ueber Oesterreich, mitten im hoch kultivirten Europa, gebot kein grausam-mächtiger Despot, dagegen regelte ein nergelnder Polizei-Golim die Tage und Stunden des Volkes, seinen Verkehr, seine Beschäftigung, seine Freuden und Erholungen, seine Gedanken und Gefühle; er ruhte und rastete nicht, bis Herz und Gemüth, Geist und Seele zum Gefrierpunkte, zum Niveau der Gleichgültigkeit ge-

diehen waren. Ueber alles lebendige Streben und Weben, über jeden Keim des Gedankens, über Forschen und Wissen, ja über die göttliche Kunst spritzte der Golim seinen erschlaffenden, ertödtenden Geifer aus. Und das Volk schwieg, gehorchte, grollte und murrte im Stillen. Ein paar hundert Privilegirte aber taumelten in einem geistlosen Genußleben dahin und blickten mit dünkelhafter Verachtung auf die niedergehaltene Völkerherde. Jene nur zählten und galten, sie waren der „Staat"; der Rest, die Masse war Sperma, Urschleim, staatlicher Kehricht. — Doch genug von dieser Erbärmlichkeit, die kein nach 48 Geborener je begreifen oder für möglich halten wird! Kehren wir in die Tage zurück, die in das urfinstere Chaos den ersten Lichtstrahl warfen, der von Millionen begrüßt und gesegnet ward, während freilich hunderttausende lichtscheuer Augen sich ihm dumpf grollend verschlossen, verhärtete Herzen und widerstrebende Geister gleich im ersten Augenblick bereit waren, sich zu einem neuen Bunde der Dunkelmänner zu vereinigen. Aber auch ehrliche, nur etwas ängstliche Gemüther hatten ihre Bedenken; ihre Augen, an die alte cimmerische Finsterniß längst gewöhnt, schienen wie geblendet von dem

plötzlich hereinströmenden Lichte, und man konnte ihren Zweifel, ob es denn auch fort leuchten werde, kaum beschwichtigen. —

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern!" — Also hatten junge Leute der verschiedensten Nationalitäten: Deutsche, Ungarn, Böhmen, Polen, Italiener bereits vor Jahren einander begeistert zugerufen. *)

War das eine Vorahnung oder eine Vor-Parodie des fünfzehnten März? — Das Zauberwort Constitution war ausgesprochen — und nicht junge Studenten, nein, die Völker selbst brachen in jugendlich-stürmischen Jubel aus. — Ein schöner Moment! Wer wollte daran nergeln? Und doch! Der Poesie von heute folgt die Prosa des morgen. Das Ungeheure ist erlebt, man hat es empfunden, allein es will auch begriffen sein — und ein Jeder legt es sich doch anders aus. Jedes Große und Neue, welches plötzlich in das Alltagsdasein tritt, erregt Bewunderung, aber es erschreckt auch, es beängstigt, man weiß nicht, wie ihm beizukommen, und so ist zuletzt nichts unverständlicher, als die Gegenwart.

---

*) Siehe erster Band, fünftes Capitel.

Sie wurzelt aber entschieden in der Vergangenheit, mit der man abrechnen, an die man anknüpfen muß, wenn sich neues Leben und Sein aus ihr gestalten soll. In diesem Sinne mag die erste Hälfte des von uns gewählten Haupt-Motto's verstanden werden: „Wir Alle leben vom Vergangenen" — indem wir den bedenklichen Schlußsatz: „und gehen am Vergangenen zu Grunde" — einstweilen auf sich beruhen lassen wollen.

Der Lesevereín in Verbindung mit der Aula hatte sich in den Märztagen als eine Art Lokalbehörde improvisirt. Alexander Bach und unser Günter saßen im permanenten Ausschuß; Günter kam nicht aus den Kleidern. Am Abend des fünfzehnten eilte er durch die wogenden Straßen dem Hôtel der Weißenstein's zu, welches er in den drei Tagen nicht betreten hatte. Am Hausthor hielt er inne, schöpfte Athem, sammelte sich; dann die Treppe hinauf, in das Boudoir der Comtesse.

„Justine! Freiheit!" waren die einzigen Worte, die er aus stürmender Brust hervorbrachte.

Das geliebte Mädchen flog ihm wie unwillkürlich mit offenen Armen entgegen. Sie hielten sich lange schweigend umschlossen, ihre Thränen vermischten sich.

In dem Gefühle, welches sie Beide elektrisch durchströmte, hatten sie sich selbst vergessen, wie ihre äußeren Verhältnisse. Es war wie ein Symbol. In den zwei Liebenden umarmten sich die frei gewordenen Menschen.

* * *

Die nieder-österreichischen Stände waren nun plötzlich wie weggeblasen, die regierende Trias an die Luft gesetzt, die Behörden verstummten und überließen die Leute ihrem vorläufig unschuldigen Freudentaumel. Der arme Spitzer lag leider unter den Märzopfern und konnte sich im Jenseits über den Grafen Sedlnitzki beklagen, der ihn ohne allen Zweifel beim Leben erhalten hätte, ließ er ihn zu rechter Zeit einsperren. —

Bei dem politischen Durcheinander, welches im Anfang herrschte, wo Niemand lenken und leiten konnte oder wollte, ward unser Wien mit Einem Mal das Eldorado all' der Leute, die gern in den Tag leben. Freiheit und keine Arbeit! Das war die Losung, zumeist der arbeitenden Klassen. Den Sommer 48 über gab es nur lauter halcyonische Tage. Die neue Freiheit hatte

auch eine Art Gütergemeinschaft herbeigeführt, wie zu den Zeiten der Apostel und ersten Christen. Wer Geld hatte, ließ laufen. Besonders die reichen Juden. Die Besuche der Nationalgarden aus den Provinzen und ihre Verbrüderungsfeste mit den Wienern nahmen kein Ende, und auch sonst fehlte es dabei nicht an Gästen, die es sich wohl schmecken ließen. Jeder Eingeladene lud wieder ein. Kurz, es ging zu, wie auf der Hochzeit des Camacho. Dabei ließ man die Freiheit hochleben und trank auf den Untergang der „Camarilla". Sonst geschah weiter nichts Uebles, als daß man allmälig anfing, sich in Parteien zu spalten. Bald spielten die Farben ihre Rolle: schwarz-gelb, schwarz-roth-gold, weiß-roth-grün u. s. w.

Im Familien- und Privatleben ging es zu, wie im öffentlichen. Vater und Söhne, Bruder gegen Bruder standen in verschiedenen Lagern, Freunde schalten einander „reaktionair" und „radikal". — Auch bei den Weißensteins gab es bald nicht unbedeutende politische Schattirungen. Das Haupt der Familie war sich im Grunde gleich geblieben, der „Altliberale" nahm die Constitution aufrichtig und ehrlich an. Der Oberst

hatte es für seine Pflicht gehalten, sich beim Kriegsminister zu melden. Er bekam eine Division der italienischen Armee zu kommandiren; der Dragoner, zum Rittmeister befördert, wurde dem Vater beigegeben und jubelte darüber. — Graf Lothar von der Staatskanzlei war entschieden „schwarzgelb“ und schwärmte einzig und allein für die Armee, welche die Ordnung nach Außen wie nach Innen wieder herstellen müsse und werde. Das berühmte:

„In deinem Lager ist Oesterreich“ —

war sein Schiboleth. Es hatte sich freilich späterhin weder bei Solferino noch bei Sadowa, oder selbst den Nasenabschneidern in Dalmatien gegenüber besonders bewährt.

„'S giebt also doch noch Kriege!“ rief der muntere Graf Heinrich triumphirend aus. „Siehst Du's nun, Herr Bruder? Hab' ich's nicht immer voraus gesagt? Wir müssen raufen. Mit wem immer! Italiener, Ungarn oder Demokraten, gleichviel! Dreinschlagen! Das giebt den Ausschlag!“

Gräfin Helene war völlig fassungslos, als sie ihrem cher Antoine und ihrem Henri, die den Schlacht-

feldern entgegen eilten, den letzten Abschied nachwinkte. Sie zitterte an allen Gliedern und bekam wirkliche Nervenzuckungen.

„Bella, mir ahnt's, wir werden die lieben Beiden nie wiedersehen, nie!“ hauchte sie und sank völlig erschöpft in den Armstuhl.

Die Fürstin, weit minder weichen Stoffes, fand es angezeigt, die Mama auszuzanken.

„Schäme Dich! Bist Du eine Soldatenfrau? Denke an unsern alten Radetzky, wie der sich freuen wird, den Papa, seinen freilich viel jüngeren Kriegskameraden, bei sich zu haben. Hast Du Ahnungen, so hab' ich sie auch. Wir werden über diese perfiden Italiener siegen, es kann gar nicht anders, und Vater und Bruder werden ruhmbedeckt in unsere Arme zurückkehren.“

„Gutes Kind! Glaubst Du wirklich? Und Du hast keine Angst?“ fragte die Gräfin, schon halb getröstet.

„So wenig, Mama, daß ich mich über meinen Mann ärgere, der sich durchaus nicht bewegen lassen will, den italienischen Feldzug als Freiwilliger mitzu-

machen. So geht er unthätig herum. Und ich ennuyre mich hier. In „unserem“ Polen giebt's ja durchaus nichts zu schaffen oder zu leisten!“

Aus Italien kamen in der Folge gute Nachrichten, wie die Fürstin vorausgesagt. Der Schmerz der armen Gräfin Helene war auch milder geworden; um so höher steigerte sich ihre Angst. Täglich ein neues fatales Ereigniß! Und die ewigen Unruhen! Die erste Flucht des Kaisers nach Innsbruck, die bewaffneten Deputationen, der Sicherheitsausschuß — ach, und die Katzenmusiken! Wie da die Nerven herunter kommen! — Die Familie sollte ihr Landhaus in Meidling beziehen, wozu der Hausarzt drängte.

„Nicht um die Welt!“ rief die Gräfin. „Sie vergessen die Proletarier! Raub und Mord und Brand steht da draußen auf der Tagesordnung. In der Stadt ist doch einige Sicherheit.“

Die Dame war aber vollkommen sicher. Der „Legionär“ Carl Günter bürgte ihr dafür.

„Verlassen Sie uns nicht, lieber Charles!“ hatte ihn die Gräfin flehentlichst gebeten. „Sie müssen täglich zu uns kommen, zwei-, dreimal im Tage, besonders

wenn „was los ist!“ Ein Unglück ist bald geschehen, man kann nicht wissen. Wir sind nun einmal von altem Adel, sind Grafen, meine Tochter eine Fürstin. Können wir dafür? Und dieser verwünschte Pöbel — verzeihen Sie! Das Volk, wollt' ich sagen. Das Volk ist zwar brav — so im Ganzen genommen — aber es giebt doch Ausnahmen! Und die haben's auf uns Alle abgesehen. Darum verlassen Sie uns nicht, schützen Sie uns, mein Freund!“

Günter, wie auch Chalybeus, waren in die akademische Legion eingereiht, und in den Tagen, in denen die Aula als die einzige Behörde galt, der man etwa Folge leisten mochte, waren Beide thätig und unermüdlich, wie alle Besseren ihrer Genossen. Nun sollten die beiden Freunde, wie die ängstliche Gräfin Mama verlangte, täglich im Hause speisen, des Mittags wie des Abends. Das ging bei ihren Arbeiten und Sitzungen durchaus nicht an. Günter sendete daher als Stellvertreter für sich und seinen Freund ein paar brave junge Leute, denen eine bessere Kost durchaus nicht unwillkommen schien. Ein paar Andere sollten die wieder ablösen. Es war eine völlige Haus- und Burgwache, die

auf- und abzog. Die Gräfin zeigte sich entzückt darüber und ließ zuletzt im rez-de-chaussée des Hôtels ein paar artige Zimmer herrichten, wo die „lieben jungen Leute“ die Nacht über campiren konnten. Sie selbst schlief nur ruhig, wenn sie ein paar „Calabreser“ im Hause wußte. Was der guten Dame aber hauptsächlich abging, war die seit Jahren gewohnte und nun so plötzlich „aufgelassene“ italienische Oper. Sie hätte von Herzen gern Venedig und Mailand aufgegeben, wenn ihr nur Debassini und die Medori verblieben wären. — Die männliche und kühne Fürstin Arabella dagegen wußte sich in die neue Zeit zu schicken, gewann durch ihr bezauberndes Lächeln die jungen Legionäre, und ließ sich sogar herbei, für irgend eine Abtheilung der Wiener Nationalgarde mit höchst eigenen „Feenhänden“ eine Fahne zu sticken. Der fürstliche Gemahl bestritt natürlich die Kosten des glänzenden Festes der Fahnenweihe, bei welchem die vornehme schöne Frau auf einem erhöhten Sitze thronte, und als sie den Toast auf die „constitutionelle Freiheit“ ausbrachte, mit einem frenetischen, nicht endenwollenden Jubel begrüßt wurde.

Noch ist des jungen Grafen Guido zu erwähnen,

der seinen Grafentitel flugs bei Seite ließ, sich einfach Guido Weißenstein nannte, und aus bloßer Lust an dem Durcheinander in alle Volksversammlungen lief, wie er auch an den stürmischen Sitzungen des Sicherheitsausschusses und allen Verbrüderungsfesten Theil nahm und meilenweite Ritte machte, um einem derlei Gaudium in irgend einem Landstädtchen beizuwohnen. Seine equestrische Freundin aus dem „Cirkus" war und blieb dabei seine unzertrennliche Gefährtin. Die schöne Lori oder Lauretta hatte inzwischen ihr Metier aufgegeben, theils aus Bequemlichkeit und da sie es (bei ihrem Beschützer) „nicht nöthig" hatte, theils wegen zunehmender Korpulenz, die sich trotz allen Reitens und Herumjagens nicht vertreiben ließ. Wir vermuthen, daß die copiosen und leckerhaften Mahlzeiten, denen sie und ihr Verehrer sich mit Leidenschaft hingaben, viel dazu beitragen mochten, die Dame in ihrem dicken statu quo zu erhalten. Sie schwärmte zugleich für die Politik des Tages, für die äußerste Freiheit und unbeschränkteste Demokratie, hatte einen Säbel umgegürtet, den deutschen Hut aufgestülpt, und hielt radikale Reden in öffentlichen Ver-

sammlungen, trotz einer Theroigne de Mericour, obwohl sie nicht literarisch genug gebildet war, um sich diese Pariser Heldin mit Bewußtsein zum Vorbild zu nehmen. Es genügt, daß sie sie ahnte und ihren gleichfalls dicken, nur etwas schläfrigen Freund in ihre Begeisterung mitzureißen verstand. Die Wette der jungen Wiener und Pesther Kavaliere: „ob der Guido die Lori heirathen werde," war noch unentschieden, stand aber immer aufrecht.

Baron Felix mußte der Richtung des Tages zum Opfer fallen. Die demokratischen Blätter verschrieen den geheimen Hofrath als reaktionär, und so wurde er noch unter dem schwachen und ängstlichen Pillersdorf einstweilen in Disponibilität gesetzt. Da er ohnehin kein Gehalt bezog, so zerriß er die bureaukratische Kette ganz und gar, trat einfach aus dem Staatsdienst, war wieder Privatmann. Den Titel „Excellenz" hatte er beharrlich ausgeschlagen. Hierauf zog er sich für einige Zeit auf sein Erbgut zurück, welches er seit lange vernachlässigt hatte. Da die Fürstin erfuhr, daß auch das Schloß restaurirt und neu meublirt wurde, so zweifelte sie nicht im Geringsten, der Baron werde den nächsten

ruhigen Moment benützen, um die Hand ihrer Schwester zu begehren. Sein Mitbewerber, Graf Arthur, der hübsche Husar, war ohnehin längst in Italien, und der bürgerliche Herr Günter, so hübsch er sich im deutschen Rock ausnahm, erschien in seiner urdemokratischen Richtung durchaus als kein annehmbarer Freier, der auf eine Weißenstein Anspruch machen konnte.

Justine und Günter waren in einem eigenthümlichen Verhältniß. Das Wort Liebe war zwischen ihnen nie ausgesprochen worden. Die März-Umarmung war die einzige geblieben. Dabei waren sie doch Ein Herz, Eine Seele, ohne sich's erst versichern zu müssen. Jede Stunde, die er sich abmüßigen konnte, brachte der Liebende, mit oder ohne den treuen Chalybeus, bei der theuern Freundin zu. Sie war glücklich in der trauten Umgebung und hatte nur den Einen Wunsch: daß sich nichts in dem Zusammensein ändern, Ein Tag so in alle Zukunft dem andern gleichen möge. Die Jugend, zumeist die zart weibliche, hat das Eigene, daß sie jede warme Empfindung und jeden holden Zustand für ewig dauernd hält.

Eines Tages saßen sie im traulichen Gespräch zusammen. Man erinnerte sich des friedlichen Sommers in Scharfenstein. Wie ist seitdem Alles anders worden? Besser oder schlimmer? Wer sagt's? —

Beide waren bewegt, Justine schien besonders weich gestimmt.

„Wissen Sie, daß ich seit Jahr und Tag nicht mehr beichten gehe?" eröffnete sie wie zögernd dem Freunde.

„Wozu auch? Wenn man keine Sünden hat?"

„Wer ist völlig rein?" sagte das Mädchen nachdenklich. „Ich habe mir eine Menge vorzuwerfen."

Günter wollte erwidern —

„Tante!" rief der kleine Jagello, der in das Boudoir gesprungen kam. „Sieh nur den prächtigen Hanswurst, den mir der „Chalyb" geschenkt."

Justine schloß das Kind heftig in die Arme.

„So Ihr nicht werdet wie Eines von diesen!" rief sie leidenschaftlich aus.

Sie verbarg ihr Gesicht, küßte den Knaben, eilte mit ihm davon.

Günter blickte der Scheidenden nach. Sie liebte ihn, kein Zweifel! — Juſtine gehörte zu ſeinem Leben und Sein, und innerlich rief es in ihm bald hoffnungsreich, bald wie drohend: „Erringe Dir das holde Weſen oder Deine Exiſtenz iſt verfehlt!“

Zweites Capitel.

Die Barrikadenzeit.

Die Welt ist aus den Fugen.
Hamlet.

Es war an einem brennend-heißen Sommerabend. Carl Günter saß in der schwülen Aula, Chalybeus stand ihm zur Seite. Bürger und Bauern kamen zu klagen oder sich Rathes zu erholen. Es war die Zeit der allgemeinen Rathlosigkeit, wo sich einzelne Beamte, ja ganze Behörden dem Ausspruche der Studentenschaft fügten und froh waren, sich auf irgend eine, wenn auch nichts weniger als autorisirte Autorität stützen zu können.

Ein zweifelhafter juridischer Fall lag vor, ein neues, durch die neuen Zustände geschaffenes Rechtsverhältniß. Das bürgerliche Gesetzbuch reichte zur Entscheidung nicht aus. Chalybeus mußte lächeln, als Günter seinen raschen Ausspruch that, der an die Collegien in Heidelberg mahnte und an die dort bei Mittermeier und Thibaut von den jungen Freunden eingesogenen deutschen Rechtsgrund-

sätze. Beide streitenden Parteien schienen übrigens mit dem Spruche zufrieden und die Sache war abgethan. Da erhob sich plötzlich großer Lärm von außen. Man war das gewohnt. Der junge Freiheitsbach, wie alle Frühlingsbäche, war rasch angeschwollen, rauschte über die morschen Baumstämme, die schwachen Repräsentanten der Stabilität hinweg und riß wohl einige Klötze mit.

Ein Spion sei eingebracht worden, hieß es. Günter ward ärgerlich. „Immer diese Narrheiten!“ murrte er, übler Laune. — „Wo ist der Mann?“

Regierungsrath Rucicka, mit zerquetschtem Hut und etwas mißhandeltem Leibrock, wurde herein geschleppt. Er sei um die Aula herum geschlichen, klagte man ihn an, habe mit der Bleifeder Notizen aufgeschrieben und sich geweigert, sich auszuweisen, die Papiere vorzuweisen.

Es war bereits Abenddämmerung. Der Beschuldigte trat dicht vor seinen jungen Richter, blickte ihm fest in's Auge.

„Herr Günter, nicht wahr?“ fragte er obenhin — „der ehemalige Oberverwalter der gräflich Weißenstein'schen Herrschaften?“

Der Angesprochene fuhr von seinem Sitze empor,

als wäre ihm das Gorgonenhaupt entgegen getreten. Der Mann seines Käthchens! (er hatte das längst in Erfahrung gebracht). Im Grunde genommen, sein wie ihr Wohlthäter, denn er hatte sich ja der Aufgegebenen und Verlassenen angenommen. Dem vormaligen Liebhaber war aber die Begegnung mit dem Eheherrn widerlich. — „Sie sind's?" sagte er, etwas kleinlaut, und winkte dem Troß, der sich bescheiden zurück zog.

„Es scheint, Sie sind hier Herr und Gebieter?" bemerkte der Beamte spöttisch.

„Da die Herren nicht Ordnung schaffen, so thun wir's statt Ihrer" — wurde trocken erwidert. „Was haben Sie geschrieben?"

„Wollen Sie's lesen?"

„Nein. Wir fürchten Euch nicht, weder Eure Federn, noch Eure Waffen. Doch seien Sie so gut, die jungen Leute nicht wieder zu reizen. — Mein Freund wird Sie nach Hause bringen."

Der Beamte glättete den Hut mit dem Rockärmel zurecht. — „Darf ich meiner Frau Ihre Grüße ausrichten?" fragte er mit einem schiefen Blick.

„Wenn sie sich meiner noch erinnert. — Adieu."

So schieden die Beiden, vermuthlich auf Nimmerwiedersehen. —

Eine andere Begegnung gestaltete sich freundlicher. Der Studiengenosse aus Heidelberg, der kleine Sachse Peterlein mit dem großen Vollbart, hatte sich gleichfalls in Wien und bei den Freunden eingefunden. Die schönen Tage des Jugendidealismus und der Hegel'schen Philosophie erwachten auf's Neue, durch den Moment der so bedeutenden Gegenwart noch gehoben und verklärt.

„Da wird es nun endlich offenbar, wie sehr der große Mann Recht hatte!" rief das muntere Männchen aus. — „Was wirklich ist, ist vernünftig, und was vernünftig ist, ist wirklich! Die Idee ist nicht so ohnmächtig, um nur zu sollen und nicht zu sein. Die Existenz, gesetzt in ihren Widerspruch, die sich als Erscheinung reflectirt, die entwickelte Wirklichkeit ist da, die Idee der Freiheit, die einzige Nothwendigkeit! Und darum Heil den braven Wienern! Durch ihre Beihülfe ist die Idee aus dem Scheinen-in-Anderes zum Resultate des Werdens, zum Dasein gelangt, zum eigentlichen Begriff, der Wahrheit des Seins und Wesens."

Aber nicht nur den braven Wienern ließ der lebens-

frohe Sachse Gerechtigkeit widerfahren, sondern auch den hübschen Wienerinnen. Ihm, dem bisher das weibliche Wesen nur selten zur Realität gelangt war, kam nun zu Gute, daß er sich der Aula angeschlossen hatte, für die unsere hübschen Landsmänninnen damals nicht minder schwärmten, wie bald darauf für die galanten Offiziere des poetischen oder poetisirenden Helden Jellachich.

Peterlein gedachte gelegentlich in Leipzig als doctor legens aufzutreten, war aber nicht so bald im Stande, sich von dem Wiener Freiheits- und Vergnügungstaumel los zu reißen. Er hatte eine kleine Privatwohnung bezogen, deren Annehmlichkeiten nicht wenig dazu beitrugen, ihm den Aufenthalt behaglich zu machen. Die Vermietherin, zugleich die Hausbesitzerin, Frau Brigitte Brennberger, war eine wohlhabende Bräumeisterswittwe, wohl etwas über die ersten Jugendreize hinaus, aber sonst von anmuthiger Physiognomie und nicht zu verachtenden körperlichen Formen. Die lebhafte Dame, eine große Verehrerin der Aula, nahm den jungen Doctoranden mit Vergnügen unter ihr gastliches Dach, übervortheilte ihn durchaus nicht im Zins. Da sich der artige Sachse auf seinen hohen Stiefelabsätzen gar galant

zu präsentiren wußte, auch nicht minder naiv als die Wittwe von der „jungen Freiheit" schwärmte, so wurden sie bald mit einander vertraut. Sie wohnten sich Thür an Thür gegenüber. Der „junge Zimmerherr" bekam ein Mal über das andere von der stattlichen Frau eine Tischeinladung; auch Chalybeus, der den Freund besuchen kam, mußte „vorlieb nehmen". Man unterhielt sich dabei so vortrefflich, daß für jede Woche ein Tag zu einer derlei „Agape" festgesetzt ward; am Sonntag, schließlich auch an den noch übrigen Wochentagen dinirte Peterlein mit der gastfreien Wittwe tête-à-tête.

Die öffentliche Sache ging inzwischen ihren unaufhaltbaren Lauf. Alexander Bach war in das Ministerium Doblhoff getreten, Carl Günter in den constituirenden Reichstag gewählt worden, wo er mit Löhner, Violand, Goldmark auf der äußersten Linken saß, die nur zu bald genöthigt war, dem ehemaligen Parteigenossen aus dem Leseverein und dermaligen Justizminister die heftigste Opposition zu machen. Es kamen die Tage, in denen Ludwig Löhner (unruhig, unstät, aber hoch begabt) seine glänzendsten Reden hielt, — es kam auch die Stunde, wo der Minister ihm und seinen

Genoſſen zurufen mußte: „Ich fürchte mich nicht!“*) Bach iſt ein Abtrünniger wurde bitter geklagt — er hält mit der Hofpartei.

Die Freiheit ſchien bedroht. Ihr einziger und letzter Hort waren die Ungarn. Günter vergaß Alles und Jedes, was er wohl ſonſt gegen das magyariſche Adminiſtriren und Uebergreifen Tadelndes vorgebracht. Nur den politiſchen Gedanken im Auge, drangen er und ſeine Partei energiſch darauf, die ungariſche Deputation im Reichstag zu empfangen. Sie wurden überſtimmt. Das brachte ſie außer ſich und warf ſie ſchließlich der Revolution in die Arme.

Je ſtürmiſcher die Sitzungen im Reichstage und in den Comités ſich geſtalteten, deſto ſeltener ſtellte ſich unſer Günter an den ſtillen Abenden bei Comteſſe Juſtine ein. Nur Baron Felix, von ſeinem Gute zurück gekehrt, und der grenzenlos ergebene Chalybeus waren der Freundin treu geblieben. Allein keine Beethoven'ſchen Duo's ertönten mehr! Kein harmloſes Geſpräch über Kunſt, Literatur, Theater! Der eherne Ernſt der Zeit hatte die ſchüchternen Muſen verſcheucht.

*) Hiſtoriſch.

Seit dem letzten Zweigespräch, das einen so leidenschaftlichen Ausgang nahm, hatten sich Günter und Justine kaum mehr unter vier Augen zusammen gefunden. Der junge Mann schien auch seitdem jedes trauliche tête-à-tête zu vermeiden, sprach nur von gleichgültigen Dingen oder beeilte sich, seine politischen Freunde aufzusuchen. Sein Radicalismus steigerte sich fühlbar von Tag zu Tag. — „Muß denn ein Oesterreich sein?“ hatte er einmal im Unmuth ausgerufen. „Und just in dieser Form und unter dieser Herrschaft? Man spricht mir nur immer von der Dynastie. — „Was kümmert uns der Schnupfen vom Aeltesten der Capets?“ sagte Camille Desmoulins ärgerlich und er hatte Recht. Das Volk ist auch etwas. Die Dynastien wechseln, das Volk ist ewig. — Eine Wandlung steht bevor, eine neue Form. Ich meines Theils hätte nichts dagegen, wenn das Ding in Zukunft sich etwa betiteln sollte: Die vereinigten österreichischen Freistaaten. Die deutsch-ungarischen meinetwegen! Wir wollen nicht um die Etiquette streiten.“

Justine erschrak über diese und andere seiner wilden Reden.

„Wer auskehren mithilft, muß Staub machen!“ suchte Chalybeus den Freund zu entschuldigen.

„Er hält es aber mit Ungarn, mit der beinahe offenen Revolution!“ wendete Justine ein.

„Unser Freund ist doch trotz alledem ein guter Oesterreicher“ — nahm Baron Felix das Wort, — „so wunderlich er seinen Patriotismus bisweilen auch ausdrücken und bezeichnen mag.“

„Nun freilich! Ich kann mein Heu auch Stroh nennen,“ meinte Chalybeus.

„Er ist jung und leidenschaftlich und wird täglich gereizt“ — fuhr der Baron fort — „das entschuldigt Vieles. Ein Ideal schwebt ihm vor der Seele — vom Leben wie vom Staate. Laßt ihn sich abklären, ihn die rechte Stelle finden und es wird was Tüchtiges aus ihm, das uns noch Alle erfreuen soll.“

„Das war sonst auch meine Meinung über ihn,“ — sagte Justine nachdenklich, — „doch nun muß ich fast besorgen, daß er sich verzehrt.“

Wir, die wir in das Innere unsers Helden blicken, möchten der lieben besorgten Freundin beinahe beistimmen. Günter gehörte zu den „problematischen Naturen,“

die nur äußerst selten zu einem wünschenswerthen Endziele gelangen.

Wenn es in dem werdenden Künstler oder Dichter frühzeitig gährt, tobt und stürmt, so ist das der noch gebundene Schaffenstrieb, welcher sich später durch wirkliche Schöpfungen beruhigt und befriedigt. Wie aber der Idealist, der seine Kraft an dem sprödesten aller Stoffe, am Außenleben selber versuchen will? Einen Staat zu lenken oder gar umzuformen, Volksmassen zu führen und sie zu einem bestimmten Ziele zu leiten, dazu bedarf es derb practischer Naturen. Der edle Schwärmer hat den reizbaren Nerv, das Werk zu beginnen — um es durchzuführen, fehlen ihm meist Knochen und Mark. —

* * *

Wer die Sommermonate von 48 in Wien mitgemacht, diese Zeit einer gemüthlichen Anarchie, der wird sich gewiß mancher heiteren Scene erinnern, so wie manchen Contrastes zwischen der ernsten Stimmung und Lage des Moments und seiner komischen, ja burlesken Ausbeutung. So waren es die eben so riesigen als kunst-

vollen Barrikaden, von den Wienern aufgethürmt, welche nicht verfehlen konnten, sich des Beifalls aller Fach- und Baukundigen zu erfreuen. Ihre Entstehung war spontan. Der Zweck dieses Bauwerkes erschien minder begreiflich. Man hatte sich einreden lassen, bei Einem der Thore Wiens verspürten die Franzosen unbezwingliche Lust einzurücken, durch ein anderes würden die Russen schnurstracks heranstürmen. Obwohl sich diese gefürchteten kriegerischen Erscheinungen alsobald als leere Phantasmen herausstellten, so ließ man das mühsam erbaute Kunstwerk demungeachtet durch mehrere Tage fortbestehen. Der Verkehr in den Straßen war natürlich gehemmt, allein die bewaffneten Arbeiter und Proletarier, die hoch oben auf den Gerüsten standen, machten sich ein Vergnügen daraus, das verehrte Publicum in den verschiedenen Holzgängen herum zu führen und dafür ein mäßiges Trinkgeld einzustreichen. Die Sache war übrigens nicht gar zu bedenklich. Auf der sogenannten „Kaiserbarrikade" war sogar das Portrait des Kaisers Ferdinand im Geleite einer schwarzgelben Fahne aufgepflanzt. Freilich fehlten auch andere Farben nicht. Der eleganten Wiener Welt machte es Spaß, das Ding

in der Nähe zu besehen, und nicht nur junge Wiener Stutzer trieben sich da herum, sondern sogar der diplomatische alte Wessenberg machte den Cicerone einer vornehmen Dame und Beide betrachteten sich die merkwürdige Construction mit eben so viel Neugierde als Wohlgefallen. —

Um Eine der Barrikaden, auf deren Spitze eine rothe Fahne prangte, war ein besonderes Gedränge. Die stattliche Reitkünstlerin Lauretta mit Stürmer und Schleppsäbel stand hoch oben, lebhaft gesticulirend und perorirend. Ihr Anbeter, der entgrafte Guido Weißenstein, horchte ihr bewundernd und mit offenem Munde zu. Die Proletarier, durch den Beschützer der Dame mit Wein und Würsten ausreichend versorgt, donnerten Beifall. — Die arme Gräfin Mama, welcher diese und andere Verirrungen ihres Lieblings zu Ohren kamen, wurde von einem ihrer heftigsten Nervenanfälle heimgesucht.

Inzwischen hatte Hans Kudlich, von der Bauerschaft gewählt, im Reichstag seinen wenig motivirten Antrag über die Grund- und Bodenbefreiung eingebracht, welcher in Bausch und Bogen angenommen

wurde, indem man die Entscheidung über die etwa aufzuwerfende Entschädigungsfrage einer späteren, ruhigeren Zeit sorglos überließ. Am 24. September brachten nun die Bauern ihrem Helden am „neuen Markte" einen Fackelzug dar, bei welcher Gelegenheit der Gefeierte nicht verabsäumte, die populäre Freiheitsrede de rigueur unter dem herkömmlichen Gejohle abzuhalten. Auch die Minister Doblhoff und Wessenberg versuchten gelegentlich von einem Fenster des Gasthofes „zur Stadt Frankfurt" zu sprechen, ihr schwaches Organ reichte aber nicht aus. Der berüchtigte Taufenau überdonnerte die beiden Würdenträger mit einem ur-radicalen Speech, in welchem er die „pragmatische Sanction" unter lauter Zustimmung des Volkes einfach „zerriß." *)

Die Stürme brausten fort und fort, die Tragik des October ragte bereits herein. Und allüberall die Volksmassen wie die Nationalitäten in Bewegung, in wilder Gährung, und jeder Volksstamm hatte seine Führer. Nur der Deutsch-Oesterreicher, inmitten von Völkern fremder Zungen, sich selbst überlassen, blickte sehn-

*) Symbolisch, natürlich.

suchtsvoll, vielleicht vergebens, nach dem großen Deutschland. Unser Wien aber wurde von allen Parteien benützt und in den stürmischen Strudel mit fort gerissen. —

Es gab Momente, in welchen unsern Günter eine unsägliche Trauer und Entmuthigung überkam. Der Gesammtstaat war wie in Atome zerfallen und überließ es dem guten Willen der Theile, wie sie zur Noth weiter bestehen wollten oder konnten.

Drittes Capitel.

Szeretem a szabadságot.

— Doch nach der Jugend rauſchenden Fanfaren
Wird jedem Denker ſich des Todes Stille
Als ſeine beſte Zuflucht offenbaren.
Dranmor's Requiem.

Peterlein hatte seine Monatswohnung im Sommer gemiethet; als der sechste October kam und die folgenden Tage hereinbrachen, welche alle Geld- und sonstigen Verhältnisse in ziemliche Verwirrung brachten, war seine Hausfrau, die edle Frau Brigitte Brennberger, durchaus nicht zu bewegen, den nächsten Monatzins von ihrem voraussichtlich bedrängten jungen Freunde anzunehmen. „Gottlob, ich kann warten," — sagte sie nicht ohne Selbstbewußtsein, — „und Sie haben Kredit bei mir. Wer denkt auch an Geld? Jetzt, wo man die Guldenzettel in Viertheile zerfetzt, wie meine Köchin die Rebhühner! — Alle unsere „Errungenschaften" sind in Gefahr! Man will die Censur wieder einführen und zwei Kammern statt einer oder gar drei, und die Kirchenbuße

und Beichtzettelabgabe wie anno dazumal — man will den Ungarn ihre Constitution wegnehmen, die, glaub' ich, an die tausend Jahr' alt ist und drüber, und die braven Wiener sollen nicht mehr frei reden dürfen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, und die schöne Uniform will man ihnen ausziehen, kein Exerciren und Präsentiren mehr, keine Verbrüderungen, kein gar nichts mehr! Und die abscheuliche Camarilla selber — Gott verdamme das Weib! mit dem Jellachich und seinen Rothmäntlern wird uns noch den alten stocktauben Metternich und den boshaften Sedlnitzki — ich hab' zwei Hunde, Sie wissen, der Eine heißt „Sedl" der Andere „Nitzki" — ja, die will man uns zurückbringen, die ganze alte dumme Zeit, und mit Feuer und Schwert wollen sie wüthen, unser altes liebes Wien an allen vier Ecken anzünden — und warum? Weil unsere jungen Leute deutsche Röcke und Hüte tragen, was ihnen doch so gut ansteht! Oder nicht? Und weil wir deutsch reden wollen, was jeder Gebildete versteht, und nicht czechisch oder kroatisch, was eigentlich gar keine Sprachen sind, sondern nur so Ausdrücke und confuse Redensarten, womit diese wilden Völkerschaften sich untereinander zur

Noth verständlich machen und dabei Talg und Unschlittkerzen fressen und uns die Schnupftücher, Dosen und Uhren aus den Taschen ziehen! Todtschlagen sollt' man die Kerle, massakriren, viertheilen, die Racker!"

Die dicke Frau war außer Athem. „Sedl, wo bist Du? Nitzki, komm' her!" brachte sie mit dem letzten Kraftaufwand ihrer fetten Stimme hervor. Dann warf sie sich in den ledernen Ohrenstuhl ihres Seligen und ließ sich von den beiden Hündchen, die zu ihr hinaufsprangen, die fleischigen rothen Arme und die erhitzten aufgedunsenen Wangen mit Wollust ablecken.

Der Sachse trat zu ihr. „Beruhigen Sie sich, Madame Brennberger!" sprach er ihr freundlich zu. „Man weiß ja, daß Sie eine gute deutsche Patriotin sind —"

„Ja, das bin ich!" keuchte die Frau,

„Aber man muß sich mäßigen. Wozu der Aerger? Ein Schlaganfall ist bald da. Und bei Ihrer Constitution —"

„Um unsere Constitution handelt sich's, und um die ungarische!" fuhr die lebhafte Frau von ihrem Sitze auf. „Die müssen wir uns erhalten, oder 's geht schlimm!"

Sie rollte drohend die Augen.

„Ja, das müssen wir, das wollen wir auch“ — suchte der Freund sie zu beschwichtigen.

Ein ungeheurer Trommelwirbel auf der Straße, sammt dem damals obligaten Glockengebimmel unterbrachen das Zweigespräch.

„Sind's die Ungarn? Oder die Kroaten?“ rief Frau Brigitte und trat an's Fenster.

„Nichts als der gewöhnliche Appell, unter die Waffen zu treten,“ — sagte Peterlein und nahm Schleppsäbel und Stürmer zur Hand.

„Sehen Sie nach, was ist, aber lassen Sie sich nicht zu weit ein“ — mahnte die besorgte dicke Freundin. „Sie sind kein Wiener — als Fremder gehören Sie eigentlich erst in's Hintertreffen.“

„Ich bin ein Sachse, folglich ein Deutscher!“ erklärte Peterlein, nicht ohne Stolz. „Ich will keine Ausnahme für mich. Und wissen Sie, wie mein Freund Moritz Hartmann sich erst gestern zu mir geäußert? — Der ist ein Elender, sagte er, wer immer den erhabenen Wiener Kampf nicht mit machen will. — Und

so will ich seiner wie Ihrer würdig werden! Hoch die Wiener! Hoch die schönen Wienerinnen!"

Damit warf der galante Sachse seiner Schutzfrau einen vielsagenden Blick zu, dann stülpte er den Hut auf und schritt (ein wenig auf den Zehen) zur Thür hinaus.

„Ein kleiner Mann — aber ein ganzer Mann!" sagte die Wittwe sinnend zu sich selbst und streichelte die Ohren ihrer beiden Hündchen.

Wie gewöhnlich war's ein falscher Alarm, der unsern Peterlein auf die Straße gelockt hatte; so benutzte er den sonnigen Octobertag zu einer Promenade nach der Jägerzeile, wo er zugleich nachzusehen gedachte, wie weit der Aufbau der dort befindlichen „Sternbarrikade" gediehen sei.

Eine Dame schritt vor ihm durch die Rothenthurmstraße, am Müller'schen Gebäude vorüber, der so genannten Schlagbrücke zu. Das nette Figürchen im dunkeln Seidenkleid, den Voile unter dem Hut fest zusammengezogen, schwebte leicht und bescheiden dahin. Damals war kein Gedränge von Spaziergängern, die weibliche Welt, besonders die feinere, nur schwach vertreten. Die

zierliche Erscheinung hatte unsern jungen Legionär angezogen. Sie wandelt denselben Weg wie ich, dachte er, warum soll ich ihr nicht nachfolgen? Und so that er auch. Als er der Dame näher kam, hielt sie inne, warf einen raschen Blick durch den dichten Voile auf den Fremden, ließ ihn vorüber gehen. Dieses Verfahren wiederholte sich ein paar Mal. So kam man in die Jägerzeile, bis nahe an die Barrikade, wo die verschleierte Wanderin unter ein Hausthor trat, doch wie zögernd stehen blieb. Der Spaziergänger hemmte seinen Schritt desgleichen. Die ihm völlig Unbekannte trat ein wenig vor.

„Haben Sie mich erkannt, Herr Peterlein?“ fragte sie.

„Wie, meine Dame? Sie nennen mich bei meinem Namen?“ rief dieser erstaunt.

„Sind wir doch alte Bekannte!“ sagte die Fremde und lüftete lächelnd den Voile.

Der Sachse sah ihr eine Weile in das hübsche Gesichtchen. „Das Käthchen von Heilbronn!“ rief er dann freudig aus.

„Nicht so laut, mein Freund!“ mahnte die Frau. „Hier ist meine Wohnung. Wollen Sie mich hinauf

begleiten? Mein Mann ist zwar nicht daheim, aber eine ehrsame Mama darf wohl einen gesitteten jungen Herrn bei sich empfangen."

Mit einem freundlichen Kopfnicken schritt sie voraus. Peterlein folgte ihr, entzückt über die Einladung, und begann schon auf der Treppe von der lustigen Studentenzeit zu sprechen, von Heilbronn, von dem Tanzen und Hopsen dort im Jägerhaus, dem heiteren Zusammensein in Heidelberg.

„Es war nicht immer, nicht Alles heiter!" meinte die Frau des Polizeibeamten. — Droben im Zimmer beim traulichen Zusammensitzen gab nun Ein Wort das andere. Auch die Freunde, Günter und Chalybeus, wurden genannt und der harmlose Peterlein war bald schlau dahin gelenkt, über den Ersteren Alles und Jedes mitzutheilen, was er nur immer selber wußte oder von Anderen über den Freund in Erfahrung gebracht hatte. Einer „vornehmen Comtesse" wurde mit Discretion erwähnt und das „Verhältniß" zwischen ihr und Carl Günter zart angedeutet.

„Ist sie hübsch?" fragte Käthchen.

„Sie soll ein Wunder von Schönheit sein."

„Auch jung?“

„So zwischen achtzehn und neunzehn, heißt es.“

„Und wird er sie heirathen?“

„Davon sei nie die Rede gewesen, auch jetzt keine Zeit für derlei Dinge.“

„Denkt er meiner noch bisweilen?“ wurde weiter geforscht. „Spricht er von mir?“

„Denken? Gewiß! Aber sprechen? Man spricht am wenigsten davon, woran man zumeist denkt,“ wurde diplomatisch erwidert.

Es kam zum Abschied. „Sagen Sie ihm nichts von mir, nichts von unserm Zusammentreffen,“ bat ihn Käthchen. „Eigentlich sollt' ich nicht so freundlich mit Ihnen sein, mit Keinem von Euch,“ setzte sie halb scherzend hinzu, „denn Ihr seid Feinde der Regierung und mein Mann ist, wie Sie wissen, der Herr Regierungsrath Wenzel Rucicka.“

„Warten Sie, bis wir an's Ruder kommen, dann gleicht sich Alles aus und wir machen Ihren Wenzel noch zum Minister, wenn er ehrlich mit uns hält,“ versetzte der Andere trocken spaßhaft, aber doch mit einem stillen Köhlerglauben an den Sieg seiner Partei.

Die Regierungsräthin wurde ernsthaft. „Ich fürchte, Ihr jungen Leute geht zu scharf in's Zeug!“ sagte sie. „Kommt Ihr etwa in's Gedränge — Einer von Euch — und ist mein Mann im Stande zu helfen, so wendet Euch dreist an mich. Sie wissen jetzt, wo ich zu finden bin.“

„Das wäre dann nur Vergeltung!“ meinte Peterlein. „Denn Ihr Regierungsrath war schon ein Mal in der Patsche, wie ich höre, und unser Günter hat ihm herausgeholfen.“

Bevor sie völlig schieden, führte Käthchen den Freund noch zu ihrem Töchterlein, einem Kinde von zwei Jahren. Peterlein küßte die kleine Marie und sah dabei die Mutter an. „Venus und ein weiblicher Amor!“ sagte er, galant wie immer, und wurde mit einem Handkuß abgefertigt.

* * *

Wien war im Laufe des October stark gelichtet. Der Reichstag nicht minder. Noch mehr das Ministerium. Den unglücklichen Kriegsminister hatte sein Schicksal

ereilt, Doblhoff und Bach waren verschwunden, Hornbostel völlig in Vergessenheit gerathen. Zuletzt blieb nur der Finanzminister Philipp Krauß am Platze, der in seiner Person sämmtliche Ministerien vereinigte, und so vermittelte er auch zwischen dem Reichstag und dem Hofe in Olmütz, versah den wiener Gemeinderath und somit die Vertheidiger der Stadt mit den nöthigen Fonds, wußte aber auch insgeheim Geld für die Armee (die Angreifer!) zu beschaffen. Eine wunderliche Situation! Der merkwürdige Mann wußte sich aber geschickt durchzuschmiegen. Rastlos thätig, immer guter Laune, dabei fromm und gottesfürchtig, scheute er weder Arbeit, noch Gefahr. Volle sechzehn Stunden im Tage war er beschäftigt, ohne daß er sich durch irgend einen Straßenrummel stören ließ. Er ließ Jedermann vor, auch mitten in der Arbeit, hatte für jeden ein gutes Wort. Seine constitutionelle Gesinnung war kaum zu bezweifeln. Allein — „erst die Ordnung, dann die Freiheit!" war seine Devise. Philipp Krauß war der österreichische Beamte par excellence.

In einer Nacht-Audienz hatte der Minister den Regierungsrath Rucicka empfangen, ihn beauftragt,

wichtige Depeschen nach Olmütz zu überbringen. Manches ließ sich aber nicht zu Papier bringen, Vieles war mündlich auszurichten, dabei sich diplomatisch zu benehmen. Der Minister hatte den rechten Mann gewählt.

Wie damals in Galizien, saß die Regierungsräthin bei der Abendlampe, ihren Gatten erwartend. Ihr Mariechen hatte sich in dem Bettchen gerührt. Die Mutter beschwichtigte das Kind, schläferte es wieder ein.

Es hatte geläutet. Rucicka trat rasch in's Zimmer.

„St!" flüsterte die Frau. „Wecke mir die Kleine nicht. Sie zahnt und hat einen leisen Schlaf."

„Der Mantelsack ist gepackt?" fragte der Gatte halblaut.

„Seit gestern schon. Wäsche und Kleider, auch die Schriften. Du bist ja immer reisefertig! Mußt Du wieder fort?"

„Noch in dieser Stunde. Der Fiaker steht unten, der mich zur Eisenbahn bringen soll. Und wer weiß, wie lange sie mich in Olmütz behalten! Auch von Kremsier ist die Rede. — Gern möcht' ich Dich mitnehmen —"

„Und das Kind! Wo denkst Du hin?“

„Aber wenn es hier drunter und drüber geht — wer weiß wie bald.“

„Wer soll einer Frau etwas anhaben? Einer Mutter?“

„Hm! Du bist meine Frau. — Du hast also keine Furcht? Gut. So bleib' in Gottes Namen und halte Dich still. Wird es irgend bedenklich, so bietet Dir der Minister eine Zuflucht in seiner eigenen Wohnung.“ —

Rucicka ging in's Nebenzimmer, kam mit Reisesack und Mantel zurück. — „Adieu, liebe Kathi! Ich schreibe Dir, sobald ich weiß, woran ich bin.“ — Er küßte sie auf die Stirn und ging.

Die Frau sah zu dem Kinde, das fest eingeschlafen war. „Wenn ich Dich nicht hätte!“ sagte sie mit einer Erinnerung, drückte die Lippen leise auf den kleinen Mund und fing an, sich langsam zu entkleiden.

Die Octobertage wurden immer kürzer und immer ängstlicher. Bald hieß es: Windischgrätz ante portas! Wien war von dem anrückenden Militair rings umschlossen und kleine Plänklergefechte zwischen Mobilgarden

und kroatiſchen Vorpoſten reizten die gegenſeitige Kampfluſt der beiden auf's Höchſte erbitterten Parteien. Robert Blum vom Frankfurter Parlament und der kriegserfahrene polniſche General Bem waren die Hauptſtützen der Bewegung. Was aber die Wiener zumeiſt aufrecht erhielt, war die Hoffnung auf die ungariſche Hülfe, welche auch von den radikalen Mitgliedern des Reichstages nicht im Geringſten bezweifelt wurde.

Wer einer Partei angehört, iſt nicht mehr frei. Unſer Günter ſollte das erfahren. In kühleren Momenten mußte er ſich ſagen, daß man, im Kampfe um die höchſten Güter, der Gefahr entgegeneilte, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Auch Juſtine, auch Baron Felix ſprachen und warnten in dieſem Sinne. Umſonſt! Der Parteimann war gebunden, durch ſein Wort, durch ſeine Ehre. — Mein Leben gehört mir nicht mehr an — ſo nehmt es hin! — Und ſeine Liebe? Ach, die Freiheit trug die holden Züge der Geliebten, wie in dem Traum Egmont's! Und wenn das nüchterne Erwachen folgt, werden nicht die lieblichen Erſcheinungen im dämmernden Morgennebel verſchweben, verflattern, in's Nichts verſchwinden?

Ein ungarischer Student, ein Jüngling von kaum siebzehn Jahren, hatte sich an Günter angeschlossen. Der gereifte, wenn auch nicht reife Mann fand sich selbst, wie er einst war, in dem jungen Menschen wieder — nur noch veredelt, verklärt. So rein und naiv-unschuldig, so frisch und kräftig war er niemals! Da war ein voller Blick in Welt und Leben, Gemüth, Phantasie, dabei ein glühender Patriotismus, wie er nur dem Magyaren eignet.

„Szeretem a szabadságot!“ (Ich liebe die Freiheit!) rief der junge Bela laut jubelnd aus. Aber er liebte auch seine fünfzehnjährige Ethelka, seine Braut, die er heimführen werde, wenn sein Ungarn erst frei, groß und selbstständig worden!

Glücklicher Bela! Konnte der ältere Mann gläubig hoffen, durfte er lieben, gleich dem begeisterten Jüngling? — Der Zweifel, die Skepsis nagten an Günter — doch empfand er eine schmerzliche Lust an den Herzensergießungen seines jungen Freundes. So lagen sie nicht selten in der Nacht am Wachtfeuer und schwelgten in den feinsten Gefühlen und Gedanken, während die Mobilen tranken und jubelten, die Legionäre ein Freiheits-

lied anstimmten. Dazwischen Alarmrufe, Flintenknattern, dumpfe Kanonenschüsse aus der Ferne.

Der treue Chalybeus war stets in der Nähe des Freundes. Seine Comtesse hatte ihn dringend gebeten, den unvorsichtigen Günter zu überwachen. War der Auftrag nöthig? That er's doch aus eigenem Antrieb!

Wien sollte kapituliren. Wie man weiß, kam es nicht völlig dazu. Ein falsches Gerücht ließ abermals die Ungarn heranrücken — und so begann der bereits unterbrochene Kampf auf's Neue. Um die Sternbarrikade ging es besonders hitzig her. Günter mit Bela, Chalybeus und Peterlein waren unter den Vertheidigern. Kaum daß die Freunde, so nahe sie sich standen, im Pulverdampfe sich deutlich gewahrten und erkannten.

„Szeretem a szabadságot!" erklang plötzlich eine helle Jünglingsstimme und Bela sank mit zerschmettertem Haupte unter die Todten. Günter beugte sich rasch zu ihm nieder, wollte dem Gesunkenen aufhelfen — da fing er selbst zu taumeln an. Eine Flintenkugel hatte ihn nah' an der Schläfe getroffen, eine andere in die Herzseite. Chalybeus und Peterlein fingen den Sinkenden,

bereits Bewußtlosen auf, trugen ihn mühsam aus dem Getümmel, mit Beihülfe anderer Kameraden.

Im ersten Stockwerk des Hauses nahe an der Barrikade ward ein Fenster aufgerissen. Eine Frauengestalt erschien, rief hinunter: „Hier herauf! Oeffnet das Thor! Hier herauf!“

Peterlein erkannte die Regierungsräthin. „Nur schnell!“ rief er den Kameraden zu. — Das Hausthor ward aufgerissen, der tödtlich Verwundete in das Innere des Hauses gebracht, darauf das Thor wieder geschlossen und fest verrammelt. Dicke Gardinen und schwere Balken schützten bald die Fenster des ersten Stockwerks.

Viertes Capitel.

Die Schutzgeister.

De la violence révolutionnaire on passait presque sans transition à la brusquerie militaire.

Thiers. (Consulat.)

Das Bombardement Wiens zu Ende October richtete keinen besonderen Schaden an und war zu nichts Anderem geeignet, als etwa eine imposante Schlußdekoration à la Stuwer*) zu dem durchgefallenen Revolutionsdrama zu liefern. Der Widerstand war bereits vorher gebrochen und so stellten sich dem Fürsten Windischgrätz bei der Eroberung des Burgtheaters und der halb angebrannten Hofbibliothek keine nennenswerthen Schwierigkeiten entgegen.

Am neunten November war Robert Blum in der Brigittenau erschossen worden. Wer ein Mitglied des Frankfurter Parlaments hinrichten läßt, giebt jedenfalls pantomimisch zu verstehen, daß er nach diesem

*) Eine Wiener Familie von lauter Feuerwerkern.

Parlament nichts frage. Deutschland ließ sich das einstweilen gesagt sein. — Der Phantasiemensch Messenhauser, als ehemaliger Offizier, konnte natürlich nicht geschont werden. Er starb nicht wie ein Poet, sondern wie ein Mann. — Der musikalische Alfred Becher, der Vorläufer oder doch Vor-Ahner des großen Richard Wagner, hatte leider nicht das glückliche Schicksal noch das Geschick dieses Künstlers der Zukunft. Meister Richard verließ zu rechter Zeit die Dresdner Barrikaden und eilte zum Noten- und Dirigirpult, um Demokraten wie Könige und schöne Gräfinnen mit den Tönen seiner „ewigen Melodie" zu erfreuen und zu bezaubern. Welche Wonnen uns wie ihm in Bayreuth noch bevorstehen, liegt vor der Hand gleichfalls im Schoße der Zukunft. — Der arme Becher wurde einfach zu Pulver und Blei begnadigt.

Fürst Windischgrätz war vermuthlich ein erbitterter Gegner der Becher'schen Kammermusik. Der Fürst mochte wohl auch die Hegel'sche Philosophie nicht recht leiden, wofür der gleichfalls erschossene obstruse Jellinek den Beweis liefert. Er hatte hegelisirende radikale Artikel geschrieben, die er selber kaum verstand, noch

minder das Publikum, am wenigsten der Feldmarschall.

Der Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Welden, zum Civil- und Militairgouverneur ernannt, erfand oder verbesserte die Gensdarmen, die er als eine Art von „Vehmgericht" oder wenn man will, als „militärische Jesuiten" organisirte, welche außer und über jedem Gesetze standen, und deren jeder einzelne gemeine Mann ausschließlich berechtigt war, den Bürger auf der Straße, sowie den Beamten in seiner Funktion anzuhalten und ihre Herzen und Nieren zu prüfen, sie mochten mit Anstellungsdekreten und gehörigen Heimathscheinen versehen sein oder nicht. Der General stilisirte auch Affichen, in denen er sich über die „bösen Wiener Buben" beklagt, und vermuthlich gegen diese gefährlichen Bösewichter erbaute er auch jene Menge kleiner und niedlicher Blockhäuser, welche späterhin als völlig nutzlos, noch vor den unnützen Basteien niedergerissen wurden. Ueber die Form der Hüte, welche in Wien legal zu tragen erlaubt war, sowie über die gesetzliche Länge der unter der Kopfbedeckung befindlichen Haupt-

haare wurden von dem Gouverneur, im Einvernehmen mit dem berüchtigten Polizeidirector Weiß von Starkenfels, die ausreichendsten Normen entworfen. Man gedachte auch die Börse polizeilich-militärisch einzurichten; die Ausweisung der Juden hatte aber auf die Course keinen besonders belebenden Einfluß, diese sanken vor wie nach. Das schlechte Wetter wird eben nicht besser, wenn man auch sämmtliche Barometer in Trümmer schlägt. — In der Folge zum Feldmarschall ernannt und mit der Kriegführung in Ungarn betraut, jedoch aus — Gründen wieder abberufen, ließ Baron Welden eine merkwürdige und äußerst lehrreiche Broschüre über seinen nicht ganz glücklichen Feldzug erscheinen. Die Ungarn führten eigentlich gar keinen regelmäßigen Krieg, wird in dem Buche unter Anderm bemerkt — sie machten ihre Märsche und Contremärsche völlig nach Belieben; dort, wo man sie nach allen taktischen und strategischen Grundsätzen aufzusuchen habe, seien sie niemals zu finden, und wo man sie durchaus nicht vermuthen sollte, brächen und stürmten sie plötzlich in Massen hervor, und so trügen sie nicht selten zwar einen Sieg davon, allein

gegen alle Regeln der Kriegswissenschaft.*) Jammerschade, daß Julius Cäsar und Napoleon I. das Welden'sche Buch nicht kannten! Sonst wären wohl die „Annalen“ weit geistreicher geschrieben, die Schlachten von Arcole und Wagram noch triftiger geschlagen worden.

Man forschte noch immer nach verborgenen Waffen und deren vormaligen Trägern. Der schwer verwundete Günter war aber bei der Frau eines Rucicka vollkommen sicher. Käthchen hatte ihre kleine Marie der Sorgfalt einer verläßlichen Magd übergeben, sich ausschließlich der Pflege des Freundes gewidmet, der im heftigsten Delirium lag. Arzt und Wundarzt, noch in der ersten Nacht insgeheim herbei geholt, sondirten die Wunden. Den Kopf hatte die Kugel nur stark gestreift, die Verletzung selbst schien nicht von großer Bedeutung; dagegen stak eine Kugel an der Herzseite fest und konnte ohne höchste Gefahr nicht sogleich herausgezogen werden.

---

*) Aehnliche Klagen stimmten die österreichischen und holländischen Generale im Jahre 1793 an, als sie von General Hoche (in Folge von Carnot's weisen Anordnungen) an der Maas geschlagen wurden.

Daß Chalybeus und Peterlein die Tage bei dem Patienten zubrachten und in den Nachtwachen mit Käthchen abwechselten, versteht sich bei den wackern Freunden von selbst. Um sicher durch die Straßen zu gelangen, mußten sie sich gehörig metamorphosiren. So hatte Chalybeus seinen Cylinder und den unmöglichen Frack wieder hervorgesucht, auch den Bart ein wenig zugestutzt, und nun verlor er sich, ohne aufzufallen, unter den Hunderten, die ab und zu gingen. Der kleine Exlegionär Peterlein erschien dagegen in höchst merkwürdiger Gestalt. Sein prächtiger Vollbart war völlig verschwunden, das lange und reiche Haupthaar auf das Allernothwendigste reducirt — und darüber der nichts weniger als moderne, spießbürgerliche Hut, darunter das glatte, wie verschämte Gesicht, der schlotternde weite Rock, die umfangreiche geblümte Weste, die um eine halbe Elle zu langen und darum beträchtlich aufgekippten Inexpressibles! — Der scharfsinnige Leser wird längst errathen haben, daß die bürgerliche, nicht völlig anpassende Garderobe unsers Freundes lediglich nur aus den Relicten des seligen Bräumeisters, Herrn Ambrosius Brennberger, herrühren konnte — eines seiner Zeit corpulenten und

stämmigen Mannes. Die umsichtige Wittwe hatte ihren Schützling mit jenen beaux restes des eheherrlichen Sonntags-Costumes ausgestattet, die dem kleinen Mann ihrer Meinung nach ein so würdevolles Aussehen verliehen, daß es selbst dem scharf blickenden Auge des F. M. L. Welden nicht gelingen dürfte, den vormaligen flotten Burschen aus dem gegenwärtigen Philister heraus zu finden.

„Nicht wahr, ich sehe abscheulich aus?" äußerte sich Peterlein seufzend und kleinlaut zu dem schönen Käthchen. „Wir Alle, auf die man Jagd macht! Die Leute auf der Straße sehen mir nach, deuten mit Fingern auf mich, lachen mich aus. Aber was thut man nicht Alles, um dem brutalen Akte des am Kragen ergriffen werden's, der falschen Realität des Militärstockhauses zu entgehen!" — Er wies wehmüthig auf seine Kleider. „Das ist das Uebergehen in Anderes! Damit schützt man sein armes Für-sich-sein, das Leben, die Leiblichkeit, diese negative Einheit!"

Als Justine durch Chalybeus von der gefährlichen Verwundung des Freundes vernahm, hatte sie nicht

Ruhe noch Rast. — „Ich will ihn sehen, muß ihn sehen!“

„Unmöglich, liebe Comtesse! Strenges Verbot der Doktoren. Auch ist der Patient völlig bewußtlos.“

„Sie besuchen ihn doch, sind täglich bei ihm! Und das Frauenzimmer, von dem Sie mir erzählten, das ihn bei sich aufgenommen —“

„Ja, das Käthchen von Heilbronn!“ platzte der Andere heraus.

„Käthchen? Was für Käthchen? Ich dachte eine Beamtenfrau?“ sah ihn Justine forschend an.

„Das ist sie jetzt, nun ja! Aber damals — wissen Sie, Comtesse? Eine Bekanntschaft aus Heidelberg, noch aus unserer Studentenzeit.“

Ein gezogenes: „So!“ der Comtesse und ein fragender Blick schien noch weitere Aufschlüsse zu erwarten, doch der diskrete Freund schwieg, wollte nicht mehr verrathen.

Acht Tage waren verstrichen, die Kugel endlich herausgezogen. Es war auf Tod und Leben, die Gefahr noch lange nicht vorüber, der Kranke noch immer besinnungslos. Nur die Schmerzen der Operation hatten

seine Lebensgeister für Momente geweckt. Er delirirte heftiger als je. Hierauf Ermattung, ein Sinken aller Kräfte, ein Versinken. Die letzte Krise! Er stirbt! wollte Justine aus Chalybeus' hochbetrübten Mienen abnehmen. Sie eilte in das Boudoir der Schwester.

„Bella, Du mußt mich begleiten! Ich will ihn sehen! Zum letzten Mal sehen!" rief sie der Fürstin von Weitem entgegen.

Diese bedachte sich ein wenig. „Du bestehst darauf?" fragte sie.

„Mit Dir! Oder ohne Dich! Ja oder nein? Ich habe anspannen lassen."

Arabella kannte die Entschiedenheit ihrer sanften Schwester in gewissen Momenten.

„Verschweigen wir's der Mama!" sagte sie nur und nahm die Mantille. „Komm'!"

Käthchen saß am Bette des Kranken, der ziemlich ruhig, in einem halben Schlummer lag. Die Freundin bewachte sorgsam jede leise Regung, wischte mit dem feinen Battisttuch und mit zarter Hand über Stirn und Wange Günters, rückte Polster und Decke zurecht.

Chalybeus und Peterlein flüsterten im Nebenzimmer blieben zurück, als der Arzt in's Krankenzimmer trat. Er befühlte den Puls des Schlummernden, machte eine ziemlich zufriedene Miene, Käthchen eine ängstlich fragende.

„Das Mittel hat gewirkt, liebe Frau Regierungsräthin, —“ sagte der Doktor, ohne die Stimme besonders zu dämpfen. „Wenn er erwacht — denn er schläft jetzt wirklich — geben Sie es ihm ein zweites Mal. Des Abends komm' ich wieder.“

Chalybeus steckte den Kopf durch die Seitenthür herein.

„Zwei Damen, Herr Doktor. Die Frau Fürstin und die Comtesse. Seine Jugendfreundinnen, Sie wissen. Sie wollen den Patienten nur von Weitem sehen.“

Der berühmte Doktor war Hausarzt bei den Weißensteins. Justine hatte ihn gleich in der ersten Zeit dringend gebeten, die chirurgische Behandlung zu überwachen. — Der Doktor ließ die Seitenthür öffnen, trotz Käthchens ablehnender Pantomime, hierauf winkte er den Damen, über die Schwelle zu treten. Die Fürstin verneigte sich artig und den ungebetenen Besuch wie

entschuldigend gegen die Hausfrau, Justine blickte nur ängstlich begierig nach dem Kranken. — So vereinigte nun dasselbe Zimmer die erste unschuldige Jugendneigung unsers Günter, wie seine zweite, mehr irdische Leidenschaft und die letzte und reinste Liebe, die seit lange sein ganzes Wesen und Sein erfüllte. Drei Schutzgeister umstanden ihn.

Der Kranke lag noch immer ruhig schlummernd. Ein Sonnenstrahl brach durch die verschlossenen Fenstergardinen. Der Schlummernde regte sich ein wenig, öffnete langsam die Augen, schaute unsicher, dann fiel sein Blick auf Käthchen, stier und starr. Sie galt ihm für eine Fremde, er erkannte sie nicht. — Der Doktor winkte den beiden Damen, etwas näher zu treten. Günter faßte sie in's Auge, erst die Eine, dann die Andere. Ein stilles Lächeln verklärte seine leidenden Züge. — „Justine!" hauchte er leise, und sank in die Kissen zurück, seine Augen schlossen sich wieder, wie in süßer Mattigkeit.

„Genug!" sagte der Arzt und winkte den Damen, sich zu entfernen. „Von nun an steh' ich für sein Leben."

Justine ergriff des Doktors Hand und küßte sie wiederholt unter hervorquellenden Thränen.

Die beiden Freunde umarmten sich schweigend.

Die Fürstin stand sinnend, nicht unbewegt.

Käthchen war in Justinens Anblick versunken.

Fünftes Capitel.

Die Frau Hofräthin.

Alte Liebe roſtet nicht.

Im gräflich Weißenſtein'ſchen Hauſe herrſchte großer Jubel. Der Oberſt war plötzlich aus Italien zurückgekehrt mit einer geheimen Sendung Radetzkys an den Kriegsminiſter. Die Familie war entzückt über das gute Ausſehen des Gatten und Vaters. Der Feldzug hatte ihn aufgefriſcht. Auch Graf Heinrich, der Dragoner, der im Lager zurückgeblieben war, ließ der Mama ſagen, er fühle ſich im Feldlager wie der Fiſch im Waſſer, worüber die Gräfin ſeufzte und zum Himmel blickte. Die arme Frau hatte ſich während des Bombardements in den Keller flüchten müſſen und war nervöſer geworden, als je. Auch eine gewiſſe kirchliche oder pietiſtiſche Richtung trat bei ihr immer ſtärker hervor

und man konnte ihrem Beichtvater, einem Jesuiten, beinahe täglich im gräflichen Hause begegnen.

Inzwischen bereiteten sich gewaltige Dinge vor. Es kam der 2. Dezember, die Abdankung des Kaisers Ferdinand zu Gunsten seines Neffen Franz Joseph, es begann der Kriegszug nach Ungarn unter Führung des Fürsten Windischgrätz. Der Marschall begab sich ohne Zögern zur Armee, der Oberst ward ihm beigegeben und machte sich rasch reisefertig.

„In dieser Winterkälte!“ jammerte Gräfin Helene.

„Auf die welsche Gluthhitze wird mir der Pußtenschnee wohlthun!“ scherzte und lachte der Oberst. Noch im Laufe der zwanziger Jahre, bald nach dem Feldzug in Neapel, hatte er sich in's Privatleben zurückgezogen, da ihm der Kasernen- und Wachtparadendienst wenig zusagte; nun aber, wo es galt, ward in dem trefflichen Mann der Soldat auf's Neue lebendig. Die ständische Opposition, welcher er sich Jahre lang mit so viel Eifer hingegeben, erschien ihm dermalen nur mehr wie ein Kinderspiel. Er schlug an seinen Degen. „Damit wollen wir erst wieder ein Oesterreich schaffen!“ sagte er zu Baron Felix. „Männer wie Sie, wie Graf

Stadion und Andere, mögen es dann weiter vorwärts bringen, und das lange und schmählich Versäumte nachholen."

Mit dem Baron hatte der Oberst auch noch eine letzte geheime Conferenz. Nur sein Aeltester, Graf Lothar, dermalen bereits Hofsecretär, wurde beigezogen. Es handelte sich um gewisse Familienanordnungen und testamentarische Verfügungen. — „Man muß auf Alles vorbereitet sein," meinte der würdige Hausvater. — „Und nun auf Wiedersehen, mein Sohn! Mein Freund! Nie bin ich freudiger in's Feld gezogen. Wir haben den welschen Empörern den Herrn gezeigt, auch mit den ungarischen Rebellen werden wir noch fertig werden. Hoch Oesterreich!" —

Günters Genesung schritt äußerst langsam vorwärts. Noch bevor er völlig zu sich kam, hatte sich Käthchen zurückgezogen, die Krankenpflege den beiden Freunden überlassen. Ihr Carl war vor jeder Aufregung zu bewahren, auch wollte die einst Geliebte keine Erinnerung in ihm erwecken, die ihm vielleicht schmerzlich oder unangenehm fiele. — Eine neue Krankenwärterin hatte sich eingestellt und zwar in der höchst würdigen und

nicht minder umfangreichen Persönlichkeit der Frau Brigitte Brennberger. Durch ihren Zimmerherrn hatte sie von dem verwundeten „Freiheitskämpfer" vernommen; Günter war ihr auch sonst nicht unbekannt, da er sich bisweilen mit Chalybeus zum Besuche bei Peterlein eingefunden. Nur ihre Tischeinladungen und Liebesmahle hatte er stets verschmäht. Die gute Frau trug ihm das nicht nach. — „Ihr Freund hat so was Vornehmes, so was extra, so was Apartes," sagte sie damals zu Peterlein. „Was gilt's, er ist der geheime Sprosse eines großen Herrn!" — Und da Peterlein sie auslachte — „Prinz oder nicht!" meinte sie. „Kurz, er ist anders als Ihr Beide. Und wissen Sie, wem er zum Sprechen ähnlich sieht? Dem berühmten Ludwig Löwe vom Burgtheater, der schon vor zwanzig Jahren mein Ideal war. — Das heißt — ich war noch so ein halber Backfisch, verstehen Sie! — Alle Mädchen waren damals in den Menschen vernarrt. Jetzt wird er freilich alt und verliert die Zähne und sprudelt und zischt seinen Hamlet nur mit Mühe heraus!" —

Der arme Günter lag nun verwundet und versteckt. Aber wo? Im Hause eines Polizeibeamten! Das

ging der Frau nicht ein. „Der Kerl wird ihn verrathen!“ behauptete sie.

„Der Mann sei gar nicht hier, die Frau pflege den Kranken insgeheim,“ erklärte ihr Peterlein.

„Ich trau' auch keiner Beamtenfrau!“ hieß es. „Was mir zur Regierung schmeckt, wird verdorben und nichts nutz!“

Man sieht, Frau Brigitte war noch immer „radikal.“ — Sie wußte sich auch was damit, schimpfte vorher wie nachher, brach mit ihren „reactionären“ Nachbarn und verachtete Jeden, der die „neue Soldatenwirthschaft“ gut hieß. —

Es ward nun im Rathe der Freunde beschlossen, daß Frau Brennberger statt der Regierungsräthin den Kranken zu pflegen habe. Später wollte sie ihn in ihre eigene Wohnung bringen lassen, sobald der Arzt das erlaubte. —

Rucicka wurde inzwischen in Kremsier zu tausenderlei heiligen Diensten verwendet, da ihn Fürst Schwarzenberg eben so brauchbar erfand, wie seiner Zeit Metternich. Da erhielt Käthchen einen Brief, welcher ihr die baldige Rückkehr des Gatten verkündigte. Das Haus

mußte geräumt werden. Die Freunde trafen auch die nöthigen Vorbereitungen zum Auszuge des Kranken.

Günter lag, halb angekleidet, auf dem Divan. Der Kopf war noch eingebunden, über der Wunde an der linken Seite eine Compresse. Die Freunde unterhielten den Kranken mit Anecdoten, Stadtklatsch und dergleichen. Von Politik zu sprechen, hatte der Arzt strenge untersagt. Merkwürdig daß auch der Kranke selbst, seit er zum vollen Bewußtsein gekommen, keine Frage nach dieser Richtung that, ja, das Gebiet entschieden von sich zu weisen schien, in welchem er sonst einzig lebte und webte.

„Sagt mir, wo ich eigentlich bin?“ fragte der Patient mit schwacher Stimme.

„Wir haben Dich einstweilen in das erste und nächste Haus gebracht,“ — suchte ihn Chalybeus kurz abzufertigen.

Günter schien nachzusinnen. — „Und Bela?“ fragte er nach einer Pause.

„Was für Bela?“ fragte Peterlein.

„Er meint den hübschen jungen Ungar,“ — fiel ihm Chalybeus rasch in die Rede und winkte ihm zu.

— „Man hat ihn noch nicht aufgefunden," — wendete er sich zu Günter, — „aber seine Freunde geben sich alle Mühe und hoffen mit Nächstem Nachricht über ihn zu bekommen."

Günter erwiderte nichts. Abermals nach einer Pause sagte er, wie in seiner Erinnerung suchend: „Und Frau Brigitte hat mich gepflegt?"

„Wer denn sonst?" nahm die rasche Frau das Wort. Sie hatte sich mit Arzeneigläsern, mit Charpie und mit dem Eiskübel zu schaffen gemacht und trat nun zum Divan. „Da ist ein frischer Umschlag für den Kopf!" sagte sie und hantirte mit sorgsamer und leichter Hand. „Der alte ist fast gar nicht mehr warm. Fühlen Sie selbst, Herr Peterlein!"

„Sie also? Immer Sie?" sagte Günter in seinem früheren Gedankengang verharrend.

„Ich und wieder ich! Grübeln Sie nicht, denken Sie nichts, reden Sie nichts! Morgen werden Sie in meine eigene Wohnung transportirt, wenn Sie wieder brav sind. Der Herr Doctor hat's erlaubt. Dort ist's ruhig und still, kein Wagengerassel und Pferdegetrampel wie hier. Auch haben wir Luft und Licht und die

hübsche Aussicht auf's Glacis. Und mein lustiges Gimpelpaar und der passer solitarius sollen Ihnen vorsingen und der Sedl und der Nitzki ihre Capriolen schneiden. Das sind so Unterhaltungen, wie sie für einen Reconvalescenten passen. Nicht wahr, meine Herren?"

Peterlein, im Entzücken über die Suada und den Humor der redseligen Frau, küßte ihr respectvoll beide Hände. Spät Abends brachte er seine Miethfrau nach Hause. Die Nachtwache war für heute nach dem eingeführten Turnus an Chalybeus. Er pflanzte sich in den Armstuhl und zog seinen Horaz aus der Tasche, da der Kranke bereits zu Bette gebracht und eingeschlummert war.

„Dulce ridentem Lalagen amabo" — recitirte Chalybeus halblaut.

Da ertönte es in der Stille der Nacht leise vom Krankenlager:

„Sie war hier?"

Chalybeus, eben in die Ode vertieft, erschrak und ließ den Horaz fallen.

„Sie? Welche meinst Du?"

„Justine!" flüsterte Günter.

„Nun ja! Sie war hier, wollte Dich sehen. Auch die Fürstin.“

„Und noch Eine, gelt?“

„Die Krankenwärterin. Sonst Niemand. — Aber schlaf' jetzt! Liegst Du bequem?“

„Ganz gut — ganz süß. Sie war da“ — hauchte der Kranke und entschlief auf's Neue.

Als Günter am nächsten Tage sorgsam in die Tragbahre gebracht wurde, lauschte Käthchen am Fenster, hinter der Gardine. Das blasse Antlitz des Jugendgeliebten verschwand zwischen den Vorhängen der Bahre. Die Träger setzten sich in Bewegung.

„Du ahnst meine Nähe nicht!“ rief Käthchen schmerzvoll. „Niemals soll ich Dich wiedersehen!“

„Mama!“ quiekte ein kleines Stimmchen und zerrte die Mutter am Kleide.

„Marie! Mein Mariechen! Mein einziges Gut!“

Das Kind wurde mit Küssen und Thränen überströmt. —

Tags darauf brachte die Magd ein versiegeltes Päckchen ins Zimmer mit der Aufschrift:

„An die Frau Regierungsräthin Katharina Rucicka, geborne Schäffle.“

Käthchen gewahrte eine Frauenhand.

„Wer hat das gebracht?“ fragte sie.

„Ein fremder Mensch. Sah aber recht nobel aus,“ — meinte die Magd. „Gewiß ein vornehmer Herr Kammerdiener aus einem Herrschaftshaus.“

„Er verlangte keine Antwort? Keine Empfangsbestätigung?“

„Nichts, gar nichts. Es wär' schon gut. Ich soll's nur gleich übergeben.“

Käthchen erbrach das Päckchen. Sie fand ein Etui und ein Billet mit den feinen Schriftzügen der Adresse. Sie las:

„Geehrte Frau! Sie haben ein Werk der Barmherzigkeit ausgeübt, einem Menschen das Leben gerettet. Einem edlen Menschen! Nehmen Sie die beiliegende Kleinigkeit freundlich an, wie sie dargeboten wird — von einem Wesen, welchem der junge Carl Günter theuer ist — wie Ihnen!“

Keine Unterschrift. Das Etui enthielt kostbare Brillantohrringe. „Das kommt von dieser Comtesse!“

rief Käthchen und schob das Etui bei Seite. — Sie liebt ihn. Der Frau war das bei dem Krankenbesuche klar geworden. — „Sie kann eben so wenig die Seine werden, als es mir vergönnt war!“ dachte sie mit weiblicher Befriedigung. —

Rucicka traf endlich zu Hause ein und zwar in rosenrother Laune. „Nichts vorgefallen, Kind?“ fragte er. — Die Krankenpflege ließ sich nicht verhehlen, doch wurde der Patient einfach als „ein-Legionär“ bezeichnet. — Die Auslagen seien auch mehr als vergütet worden, setzte die Frau hinzu, die ihren Herrn Gemal kannte, und wies ihm das Etui.

Rucicka prüfte den Schmuck als Kenner.

„Das ist feine tausend Gulden werth!“ versicherte er schmunzelnd. „Hm! hat vornehme Gönner, dieser Barrikadenkämpfer — dieser Carl Günter!“

Käthchen erschrak. „Wie? Du weißt —?“

„Was wär' ich für ein Spion, hätt' ich nicht Unterspione!“ sagte er munter.

„Wenn Du glaubst, daß ich mich ihm zu erkennen gegeben“ — wollte Käthchen betheuern.

„Du bist incognito geblieben! Das weiß ich ja Alles, liebes Kind," — erwiderte der bequeme Gatte gelassen. „Er denkt auch längst nicht mehr an Dich, sondern nur an die Spenderin dieser Brillanten."

Die kleine Bosheit hatte die Frau seiner Meinung nach verdient. Käthchen langte nach dem Etui. „Ich will's der Dame zurücksenden."

„Keine Narrheiten, Schatz!" unterbrach sie Rucicka mit etwas rauhem Ton, den er aber sogleich milderte. — „Ich habe in der vorletzten und letzten Zeit viel gearbeitet" — fuhr er fort, indem er die Ohrringe wieder zur Hand nahm und sie spielend zwischen den Fingern durchgleiten ließ. „Man hat sich aber auch erkenntlich erwiesen. Das Ministerium Schwarzenberg-Bach sucht, ehrt und belohnt seine Leute. Ich bin avancirt. Und so häng' ich denn diese flimmernden Steinchen an die niedlichen Ohrläppchen meiner Frau Hofräthin.

Der Jugendtraum war in Erfüllung gegangen. Der Bauernknabe Wenzel Rucicka hatte es wirklich bis zum Hofrath gebracht.

Sechstes Capitel.

Blue devils.

I wish no living thing to suffer pain.
Shelley.

Die Physiognomie des Jahres 1849 war grundverschieden von der des Jahres 1848. Wien sah unter dem Belagerungszustande und während noch die Kriegsgerichte fungirten, nicht eben heiter aus; allein es fügte sich, obschon die Verurtheilungen wie auch die Angebereien durch geraume Zeit kein Ende nehmen wollten. Das „Eljen Kossuth" der Massen hatte sich übrigens bald in ein „Zivio Jellachich" umgewandelt, und in den geselligen Kreisen waren die Legionäre wie die liberalen Volksvertreter verschwunden, um jungen Attachés und Lieutenants, auch höheren Offizieren Platz zu machen. Der Ball bei einem jüdischen Banquier war undenkbar ohne einen lebendigen General, und bei der Crême der haute finance hospitirte sogar dieser und jener Minister. Das Kokettiren mit Deutschland hatte nun vollends auf-

gehört, seit das wandernde Frankfurter Parlament in Stuttgart sein Ende gefunden und Uhland, als der letzte Groß-Deutsche, der Militärgewalt weichen müssen. In Preußen ein romantischer König, die Franzosen in Rom, die Reaction in Paris, Radetzky siegreich in Italien und die russische Hülfe in Ungarn — Herz, was willst Du mehr? Man fühlte sich plötzlich wieder als Oesterreicher und kümmerte sich wenig um den Reichstag in Kremsier, wo der damals liberale und überaus deutsch gesinnte Schuselka seine donnerndsten Reden gegen das Ministerium und dessen Uebergriffe hielt. Er und seine Partei machten auch nicht übel Miene, den Adel abzuschaffen. Für die Wiener, wenn der Paragraph durchging, eine Calamität, da sie sich dann nicht mehr untereinander mit Herr von Gradelhuber und Herr von Spitzelberger und Herr von Schuselka ansprechen konnten.

Bei den Weißensteins ging es stille her. Gräfin Helene hatte keinen ruhigen Augenblick, seit Gemahl und Sohn im Felde waren. Die Kirche war ihr einziger Trost und ihr Asyl; sie versäumte auch keine der polemischen Fastenpredigten, in denen die Anhänger der Freiheit und

der „neuen Ideen“ in den Pfuhl der Hölle verdammt wurden. Die gute Gräfin erbaute sich an diesen, nicht eben geistreichen Diatriben. — Das gräfliche Haus war nur wenig besucht. Zur Zeit der ständischen Bewegung hatte sich wohl eine Art Gesellschaft dort zusammengefunden, deren Elemente aber nach der großen staatlichen Umwälzung rasch in alle Lüfte zerstoben. Ein Jeder suchte sein Glück anderswo. Die Ministerien waren belagert von Bittstellern, die ihre „gute Gesinnung“ zu bethätigen und geltend zu machen wußten. Es wimmelte von Leuten, die dem Minister Doblhoff das Leben gerettet, dem Minister Bach zur Flucht verholfen haben wollten. Dieser und jener, der noch vor wenig Monaten für die demokratische Freiheit geschwärmt, fand es dermalen angezeigt, seinen radikalen Freund und Duzbruder an die Polizei zu verrathen. Die Machthaber selber wurden ärgerlich über dieses servile Unwesen und Baron Welden in seiner derben Soldatenweise ließ sich den Ausspruch entlocken:

„Die Wiener sind wahre Sch—kerle!*)“

Die Gräfin Mutter, von jeher fromm und kirchlich

*) Seine ipsissima verba.

gesinnt, dachte von nun an nur mehr an ihr Seelenheil und an das ihres unwürdigen Lieblings Guido, der zwar seinen Grafentitel wieder aufgenommen hatte, dafür aber seine equestrischen Künste mit der alten Leidenschaft betrieb und von seiner Lauretta durchaus nicht lassen wollte. Da er längst außer dem Hause wohnte und die Thränen der Mama, noch mehr die rücksichtslosen Vorwürfe seiner Fürstin Schwester fürchtete, so wurde der Familie nur äußerst selten die etwas zweifelhafte und jedenfalls nur kurze Freude zu Theil, den halb verlorenen Sohn in ihrem Schoße zu begrüßen.

Die Gräfin berieth sich nun mit ihren beiden dermaligen Vertrauten, dem Jesuiten, ihrem Beichtvater, und einem überaus frommen Hof-General, seit Kurzem en rétraite, der für das Dogma der „unbefleckten Empfängniß" schwärmte und mit dem päpstlichen Nuntius Viale Prela in geheimer Verbindung stand. — Die Herren zeigten sich bereit, dem Gräflein die Leviten zu lesen.

„Ohne Sorge, Gräfin! Ich will dem jungen Herrn gehörig einheizen!" rief der General aus und schlug an seinen Degen.

„Der heilige Ignatius von Loyola wird Alles zum Guten wenden," — sagte der Jesuit salbungsvoll.

Beide fanden sich aber in ihren edlen Absichten bald ziemlich getäuscht. Sie hatten mit einem hart gesottenen Sünder zu thun. Denn als der Bramarbas zu unserm Guido in den Garçonsalon trat und ihn zu haranguiren anfing:

„Was soll das, junger Mensch? Ich höre, Sie schlagen sich da mit einer Seiltänzerin herum?" erwiderte ihm der Andere trocken:

„Und mit wem haben Sie sich herumgeschlagen, General?"

„Ich?" stotterte dieser und sah den Grafen zweifelhaft an.

„Ja. Warum wurden Sie so plötzlich pensionirt?"

„Warum? Weil — man hat Feinde. Der Hofkriegsrath — der alte Radetzky selber, der falsche, immer süß lächelnde Kroate, der mir mit Ein's den blauen Bogen zukommen ließ."

„Der Alte kennt seine Leute!" lachte Guido. „Wenn man sich bei Santa Lucia unter einer Brücke versteckt, um den feindlichen Geschossen zu entgehen, da

ist der „blaue Bogen“ *) zu wenig, dafür gehören ein paar blaue Bohnen in den Leib!“

„Diese abscheuliche Verleumdung!“ schrie der General. „Sie werden mir darüber Rede stehen, junger Herr!“

„Mit Vergnügen, alter Herr! Degen oder Pistolen?“ Guido wies auf seine Waffensammlung an den Wänden.

„Das wird sich finden!“ sagte der Andere barsch. „Erst werden Sie Ihre Tänzerin aufgeben!“

„Das soll geschehen. Und zwar an dem Tage, an welchem man Sie wieder in Aktivität aufnimmt. — Degen oder Pistolen also? Oder wollen Sie ein amerikanisches Duell?“

„Der Mensch ist unverbesserlich!“ polterte der General. „Sie sollen von mir hören!“ Damit stürzte er zur Thür hinaus. Guido erwartete vergebens die Secundanten seines Gegners.

Dem Jesuiten erging es nicht viel besser. Nach Art dieser Herren trat er erst fein und bescheiden auf, sprach von der liebenden Mutter, von kindlichen Pflichten,

*) Der Pensionirungsbogen.

ging dann auf gewisse Verführungskünste gewisser Damen über.

„Machen Sie's kurz, Herr Pater!" brummte Guido ihn an. „Ich bin kein Freund von Fastenpredigten, wie etwa meine Mama."

Der Jesuit änderte stracks den Ton, suchte dem jungen Manne die Hölle heiß zu machen, bedrohte ihn mit der ewigen Verdammniß, falls er die gefährliche Lauretta nicht augenblicklich von sich ließe.

Guido hörte die Tirade ruhig und gelassen an; dann öffnete er die Seitenthür und rief: „Lori!"

Die dicke Schöne zeigte sich an der Schwelle in einem Morgen-Negligé, welches so viele ihrer sich hervordrängenden Reize preisgab, daß der Jünger Loyola's die Augen — weit aufriß.

„Da ist ein geistlicher Herr, der uns ohne Umstände einsegnen und trauen will," sagte der unverbesserliche junge Mensch.

„Trauen? Ihr Kinder Belials!" Der Jesuit schlug die Hände über den Kopf zusammen und schielte dabei verstohlen nach dem derben Weibe.

Lauretta näherte sich ihm mit einer Pirouette, bei

welcher sich ihr gediegenes Piedestal äußerst vortheilhaft präsentirte. „Eccomi!“ sagte sie. „Ich bin bereit. Machen Sie Ihren Hokus Pokus über uns.“

„Anathema sit!“ rief der Jesuit und zog sich, nicht ohne lüsterne Rückblicke, nach der Ausgangsthür.

„Höre, Guido!“ sagte die Schöne, im Aerger — „zum Besten halten laß' ich mich nicht lange mehr. Ich will und muß Deine Gräfin werden. Vergiß das nicht. Du hast mir's versprochen.“ Sie warf sich der Länge nach auf den breiten Divan und betrachtete den verlegenen Freund unwirsch und mißtrauisch mit ihren großen Glotzaugen.

Guido näherte sich ihr langsam und streichelte ihr reiches, aber wirres Haupthaar, das noch voll Federn hing. „Sei vernünftig, Kind!“ mahnte er. „So lang mein Alter lebt und meine Alte, ist an derlei nicht zu denken. Und sollten sie mich enterben, oder mich auf den Pflichttheil setzen, wie mir bereits gedroht worden, was hättest Du davon, Gräfin zu heißen?“

Lauretta hatte ihn schweigend angehört. Sie gähnte. „Du langweilst mich und mich hungert!“ sagte sie. „Wo bleibt das zweite Frühstück?“

Bald saß das edle Paar bei Austern, Trüffelpastete, Rebhühner-Fricassée, Chablis und Champagner. Die Heirathsfrage blieb einstweilen ungelöst. —

Fürstin Arabella sah in der Wendung, welche die Dinge in Oesterreich nahmen, keine besondere Hoffnung für „ihr" Polen. Nach dem Stammschlosse der Sulkowskis zurückzukehren, hatte daher für sie keine Lockung und der Aufenthalt im Elternhause ward ihr nachgerade langweilig. Dafür war sie bei dem neuen französischen Botschafter heimisch geworden, wo sie beinahe jeden Abend in lebhaftem Verkehr mit alten und jungen Diplomaten zubrachte. Daß sich Paris mit seiner improvisirten Republik nicht besonders befreunden würde, war leicht vorauszusehen. Raspail und Blanqui zur Deportation verurtheilt, Proudhon wegen eines Journalartikels zu drei Jahren Gefängniß! Dazu der Belagerungszustand in Paris und Lyon. Auch trat der Prinz Louis Napoleon bereits bedeutend in den Vordergrund. „Von ihm läßt sich Großes erwarten," meinte die Fürstin und bemühte sich, ihrem Gemahl den Gedanken einer Uebersiedlung nach Paris möglichst verlockend darzustellen.

Der kleine Jagello kränkelte im heißen Mai abermals. Es war kein Hinderniß, ihn mit Justinen wieder nach Scharfenstein zu schicken. Als garde de dame wurde ihr diesmal eine Verwandte des Baron Felix, eine alte Comtesse douairière mitgegeben, die längst nach einem gratis Landaufenthalt schmachtete. Aber auch eine jüngere Begleiterin sollte nicht fehlen, eine Nichte jener alten Gräfin. Beide hatten mit einander seit Jahren gemeinschaftliche und höchst bescheidene Haushaltung geführt. Baronesse Molli war eine hübsche Blondine, frisch, lebhaft, mit lustigen Augen. „Ein altes Mädchen!“ wie sie selber sagte. Volle neunundzwanzig! Sie konnte für zweiundzwanzig gelten und bildete zu der neunzehnjährigen brünetten Justine den angenehmsten Gegensatz. Chalybeus meinte freilich: neben der edlen und ernsten jungen Muse könnte die Andere auf's Höchste für ein griechisches Kammermädchen gelten. Die Wahrheit ist, daß die beiden Mädchen sich wie Anderen gefielen. Man konnte sich daher einen vergnügten Sommeraufenthalt versprechen, da auch Baron Felix, Molli's Halbcousin, einen längeren Besuch in Scharfenstein zugesagt hatte. Die beiden jungen Freunde

würden freilich fehlen! Günter konnte noch immer nicht als völlig genesen betrachtet werden, ja, die Aerzte schüttelten bisweilen den Kopf über seinen physischen wie geistigen Zustand. Die Brustwunde war zwar beinahe völlig verharrscht und erregte kein weiteres Bedenken; die mörderische Kugel hatte glücklicher Weise weder Herz noch Lunge berührt. Dagegen schienen die Kopfcontusionen bedenklicher als man anfangs dafür hielt. Der Kranke war seit Monaten kaum einen Tag ohne Schmerz. Die körperliche Schwäche schien auch auf Geist und Gemüth wie lähmend zu wirken. Der sonst so kräftige, energische, auch leidenschaftliche junge Mann war nun wie gebrochen, weich wie ein Kind, bisweilen launisch wie ein krankes Mädchen. Ueber ein Nichts kamen ihm die Thränen in die Augen. Von seiner früheren politischen Aufregung war keine Spur mehr zu gewahren; die wechselnden Phasen und Ereignisse, die man ihm erst nur zögernd mittheilte, schienen ihn völlig gleichgültig zu lassen. Mit seinem Herzensfreunde Chalybeus sprach er nur wenig und wie gezwungen; dagegen unterhielt er sich gerne mit Peterlein, der immer guten Humors war und von der stattlichen Frau Bri-

gitte Brennberger ließ er sich stundenlang mit sichtlichem Wohlbehagen vorschwatzen. Sie erzählte von ihrem seligen Bräumeister. Was der für ein Mann gewesen! Leider war die Ehe kinderlos geblieben.

„Denken Sie!“ hieß es. „Mit vier — nein, dreiunddreißig Jahren bin ich Wittwe geworden. Das war vor — — ruhig, Sedl! Was schnupperst Du an mir herum? Dort hinter'm Ofen ist Deine hölzerne Schüssel, Du weißt! — Das war also vor einigen Jahren. Daß sich dieser und jener um die nicht üble Wittwe bewarb, darf ich Ihnen wohl ohne Unbescheidenheit eingestehen. Aber wer vergißt so schnell? Mein Herz hing noch immer an dem Seligen. Jetzt aber — sitzen Sie auch bequem in dem alten ledernen Ohrenstuhl? Vor Zeiten saß mein Ambros darauf! Da war er neu, nicht so hart. Ein Polster gefällig, Herr Günter?“

„Danke, liebe Frau Brigitte. — Sie wollten erzählen?“

„Ja. Das Herz, wissen Sie — — Nitzki! Was springst Du an dem Herrn hinauf? Dort im Winkel ist Dein Platz. Marsch! — Das Herz bleibt ewig

jung, bester Herr Günter! Besonders wenn uns ein gefühlvolles Herz im Busen schlägt. Wer hat nicht ein Bedürfniß, sich anzuschließen! Eine einsame Wittwe nun gar. Wenn man sich verlassen könnte — wenn sich ein Mann fände, ein verläßlicher Mann —"

„Ich wüßte wohl so Einen," — sagte Günter lächelnd.

Frau Brigitte schlug eine laute, etwas gezwungene Lache auf. „Das geht auf Ihren langen Herrn Chalybeus, weiß schon! Aber der ist ja ein Frauenhasser! Auch wär er mir zu gelehrt."

„Es sind noch andere, galante junge Männer," meinte Günter.

„Jung, jung!" seufzte die Wittwe. „Das ist's eben. Mein Herz ist jung, wie gesagt. Aber soll ich's, darf ich's in meinen Jahren mit einem jungen Mann wagen? Darf ich noch auf Liebe Anspruch machen?" Sie machte eine Pause, wie eine günstige Antwort erwartend.

„Sie dürfen," erwiderte Günter zerstreut.

Die Wittwe schien befriedigt. „Wenn ein Mann wie Sie das sagt, bin ich beruhigt. Na, wir sprechen

noch darüber. — Aber die Sonne scheint so schön, so warm! Frühlingsgrün und Sonnenschein — das können uns die Reactionäre doch nicht umbringen! Was? — Machen wir eine kleine Promenade auf's Glacis?"

„Recht gern," sagte Günter und erhob sich langsam, mit Frau Brigittens Beihülfe.

„Ihr Kopf ist heute besser und die Luft wird Ihnen gut thun. Da ist Ihr Hut, Ihr Sommerüberrock. Ich mach' mich gleich fertig." Die Hündchen sprangen kläffend herbei.

„Seid Ihr auch da? Nun ja, wir nehmen Euch mit, wenns der Herr erlaubt. Nicht wahr? Nein, wie Sie dem Ludwig Löwe ähnlich sehen! S' ist zum Erstaunen."

Der junge Mann ließ sich wie ein Kind von der guten Frau herumführen, wohl auch sonst ein wenig lenken und leiten. Nichts ist gefährlicher, ja eigentlich so ertödtend, als der Umgang mit mittelmäßigen oder unbedeutenden Menschen. Indem man sich ihren kleinen Anschauungen und Bedürfnissen fügt, geräth selbst der bessere Mensch allmälig in ihre Botmäßigkeit und ver-

liert so den Blick in's Größere, in's Allgemeine. Das war zwar bei unserem Freunde nicht völlig der Fall. Wer ihn beobachten konnte, wenn er allein war, dem entging es wohl nicht, wie es in seinem Innern gährte und mit welcher Anstrengung er sich gewisse quälende Gedanken vom Leibe zu halten suchte. Er hielt den Kopf fest zwischen beiden Händen zusammengepreßt. Es war nicht der physische Schmerz allein, der in ihm tobte; das Seelenleiden ist mächtiger. Seine heitern Knabenjahre zogen an ihm vorüber, das muthige Streben des Jünglings, die Freundschaft- und Liebesbegeisterung, die Täuschungen und Irrthümer — bis zu dem Momente, wo ihn die Liebe zu dem edelsten Wesen, eine erwiderte und doch hoffnungslose Liebe, hoch über sich selbst erhob, wo die Begeisterung für das Vaterland ihn in die Reihen der Kämpfenden trieb. Ein vergeblicher Kampf, wie er sich selber eingestehen mußte. Und so ein verlorenes Leben! Sein junger Freund Bela war glücklich zu preisen. Er sank dahin im Gewühle des Kampfes um die Freiheit, deren einstigen Sieg er noch mit dem letzten Hauch seines Mundes verkündigte! — „Aber ich? Ich!“ — Er riß sich los

aus den marternden Gedanken und die schwatzende Frau Brigitte, der scherzende Peterlein waren ihm ein wahres Labsal, da sie ihm unbewußt beihalfen, die „blue devils“ zeitweise zu bannen. — Der ehrliche und treue Chalybeus aber mußte es schmerzlich empfinden, daß in seinem geliebten und stumm gewordenen Freunde der Sinn für alles Ideelle wie erstorben schien. Und er leidet! dachte er. Was lebt und fühlt, sollte nicht leiden müssen. — Am merkwürdigsten war's, daß Günter den Namen Justine nicht wieder nannte, jedem Gespräche über das Mädchen aus dem Wege ging; doch wußte er sehr wohl, daß Chalybeus der Comtesse täglich über das Befinden des Kranken genau zu berichten hatte. Er selbst fragte nicht nach ihr und war zufrieden, wenn es im Allgemeinen hieß: „Drüben steht Alles gut und im Alten.“

Am Tage der Abfahrt nach Scharfenstein kam Chalybeus zum letzten Mal in's gräfliche Haus und brachte einen Gruß von dem Freunde. „Sage ihr, daß ich sie besuchen werde, sobald ich vollkommen genesen bin,“ hatte er wörtlich auszurichten.

Wie gern hätte Justine von dem kranken Freunde Abschied genommen! Sie unterdrückte den geheimen Wunsch.

Die muntere Molli war entzückt von Scharfenstein. „Wald und Berg und Freiheit und eine Freundin wie meine Juſtine, ſo gut iſt mir's noch nie im Leben geworden!“ rief ſie aus. „Meine alte Tante, die gute Biri nicht zu vergeſſen.“

„Und Deinen Couſin Felix nennſt Du nicht mit?“ meinte Juſtine. „Er wird mit Nächſtem eintreffen.“

„Der iſt mir zu koſtbar!“ ſcherzte die Baroneſſe. „Auch viel zu ernſthaft. Als Kind hab' ich mich vor ihm gefürchtet — nun, die Scheu und Furcht ſind jetzt weg, aber der Reſpekt iſt geblieben.“

Juſtine führte die Freundin durch den Wald in das Chalet.

„Da könnte man ja ein Schäferleben führen,“ rief Molli in die Hände klatſchend. „Die Schäfer fehlen freilich. Gleichviel! Wir wollen uns hier poetiſch einrichten — Du Roſalinde, ich Clelia — und den Orlando erwarten.“

Sie durchſtöberte das kleine Häuschen. Ein männliches Portrait in Waſſerfarben hing an der Wand. „Das iſt ja der aus Deinem Album!“

„Günter. Ja. Ich hab' es nach der Photographie gemalt."

Molli betrachtete das Bild aufmerksam. „Ein prächtiger junger Mensch!" sagte sie. „Nicht eigentlich, was man einen schönen Mann nennt, Gott Lob! Aber interessant. Und so sanfte, milde Züge, dabei doch feurige Augen, eine kräftige Stirn!"

„Er ist jetzt krank," sagte Justine ausweichend und suchte die Freundin von dem Portrait wegzuziehen.

„Er wird wieder gesund werden. Das wär' ein Orlando, wie man sich Einen nur wünschen könnte! — Meinst Du nicht auch?"

Justine überhörte die Frage. „Hier ist es so dumpf, gehen wir in's Freie," mahnte sie.

Der kleine Jagello sprang der Tante entgegen, die sich zu ihm niederbeugte, das Kind schweigend liebkoste.

Molli hatte ihre Gedanken.

Auch die alte Gräfin Biri war herbei geschlichen. „Die Mittagsglocke hat schon zwei Mal geläutet," meldete sie, „habt Ihr denn keine Ohren, Kinder? Und keinen Magen?"

„Hier in diese poetische Einsamkeit dringt keine

eherne Zunge der Zeit, Tante, kein derlei prosaischer Schall!“ erklärte ihr Molli. „Und man vergißt Essen und Trinken, wenn man mit einem Orlando beschäftigt ist! Gelt?“ wendete sie sich schelmisch zu Justinen.

„Orlando? Was ist das wieder für ein neuer Unsinn?“ fragte die Gräfin.

Justine legte wie bittend den Finger an die Lippen.

„Das ist aus Shakespeare, folglich englisch und läßt sich gar nicht übersetzen, Tantchen!“ sagte das muntere Mädchen. „Darum zu Tisch!“

Siebentes Capitel.

Liber et libertus.

Wem ihren Strahl die Freiheit einmal
in's Herz gegossen,
Abfällt der nun und nimmer, trotz
sond'rer Kampfgenossen!
Nibelungen im Frack!

Die Liebe ist die Freiheit zu Zweien.
Unbekannter.

Der kranke Günter fühlte sich eines Morgens plötzlich gesund. Zum ersten Mal hatte er eine Nacht, ohne zu erwachen, durchgeschlafen. Er sprang mit beiden Füßen aus dem Bett, eilte zum Fenster, schob die Vorhänge zurück, riß die Flügel auf. Eine frische Morgenluft fächelte ihm entgegen, die klare Sonne lachte — er fühlte sich von Wohlsein durchströmt. Das ist die Jugend, die nichts bedarf, als sich selbst. Von der Stunde an war's ein neuer Mensch, oder der alte, der sich wieder fand. Doch blieb er noch eine geraume Zeit mit sich allein, vermied es, sich auszusprechen. Es giebt Zustände, Gedanken, Empfindungen, die sich nicht mittheilen lassen. — Von dem Tage an las er wieder Zeitungen.

Der ungarische General Görgey hatte die Unmöglichkeit eingesehen, sein Vaterland länger vertheidigen zu können. Er kapitulirte und übergab sich und seine Armee den russischen Waffen. Der russische Feldherr schrieb seinem Czaren: „Ungarn liegt zu den Füßen Eurer Majestät!“ — Der Fiebertraum der ungarischen Republik war ausgeträumt.

Günter reichte dem Freunde das Zeitungsblatt. „Da, lies!“

Chalybeus warf einen Blick in das Blatt.

„Eine Schmach für Euer Oesterreich!“ rief er aus.

„So fühl' ich's auch!“ versetzte Günter. „Wir existiren nun durch fremde Gnade. Und man wird das uns großmüthig geschenkte Land wohl bald als ein erobertes betrachten und darnach behandeln,“ — fügte er bitter hinzu. „Bald wird es heißen: Sklaven drüben wie hüben!“

„So dürft' es wohl kommen!“ stimmte Chalybeus bei und betrachtete mit Befriedigung den Freund, der wieder an öffentlichen Dingen Theil zu nehmen schien. „Du siehst heute vortrefflich aus!“ sagte er. „Auch Deine Schmerzen haben sich gemildert?“

„Seit vierzehn Tagen kaum eine Mahnung mehr, —“ erwiderte Günter. „Ich bin glücklich zusammen geflickt. Aber ich habe das Müßiggehen satt. Es wäre hohe Zeit, daß wir was Tüchtiges anfingen.“

„Ich bin dabei!“ versetzte der Freund lebhaft. „Weißt Du, daß man mir angeboten, Gymnasialprofessor zu werden? In Fulda oder in Gotha. Ich habe die Auswahl.“

„Das ist zu wenig für Deine Talente,“ — meinte Günter. „Auch versauert man in den kleinen Nestern. Ich habe Besseres mit uns im Sinne, wenn Du nach wie vor mit mir halten willst.“

„In Leben und Tod! Du weißt ja.“

„Nur müssen wir uns bescheiden. Der Trieb in's Große, in's Ganze zu wirken, ist mir vergangen. Wir wollen sehen, was wir im Kleinen, im Beschränkten zu leisten vermögen.“

„Einverstanden.“

„Auream quisquis mediocritatem
Diligit —“

citirte Chalybeus.

„Das konnte gelten zur Zeit des Augustus, des

Horaz und Virgil. Nun steht die Sache anders. Man darf in unsern Tagen den Zusammenhang mit der Welt, mit dem Weltganzen nicht völlig verlieren. — Aufrichtig, Freund! Was hältst Du von meinem Oesterreich? Von unserm Deutschland?"

Chalybeus schüttelte den Kopf. „Sie haben sich in eine Sackgasse verrannt, alle beide!" sagte er bedächtig.

„Du hast vielleicht Recht! Wir glaubten einen Schritt zur Freiheit zu thun — sind nun bitter getäuscht!"

„Frei! Seid Ihr denn eigentlich frei? Könnt Ihr's werden? Wird man's auf dem Wege? Es ist ein Unterschied zwischen dem homo liber und dem libertus. So ist's auch mit den Völkern. Wenn der Herr dem Sklaven sagt: hunc ego hominem liberum esse volo — so wird der Sklave blos zum libertus. Und wenn es heißt: hunc ego populum liberum esse volo — wird das Volk dadurch frei? Nicht im Geringsten! Durch eine derlei politische manumissio oder Oktroyirung werdet Ihr nur Freigelassene, keine Freien. Die Römer unter der Republik waren

frei, die Engländer sind frei, die Kolonien sind es geworden.

„Wer frei sein will, muß führen selbst den Schlag.“ — Euer Schlag war verfehlt, war ein Wasserschlag. Ihr habt hier nichts gethan, als dem alten wurmstichigen Rumpel, der wohl von selber zerfallen wäre, ein paar Tage früher den Garaus gemacht. Jetzt kommen die Mittelmäßigen d'ran, oder die Phlegmatischen, denen nach Macchiavell's Behauptung die Welt gehört. „Nel mondo non è se non volgo.“ — Die Heerde braucht den Leithammel. Diese Bach's und ihres Gleichen werden Euern Staat in Jahren und für Jahre zur Noth wieder zusammen leimen.“

„Freigelassen! Nicht frei!“ wiederholte Günter nachdenklich. — „Und Deutschland?“

„Nenne mir's nicht!“ fuhr ihm der Holsteiner hitzig in's Wort. „Der Moment in Frankfurt war groß, ward nicht benutzt, und wird in dem Jahrhundert, wird vielleicht gar niemals wieder kommen! Ein deutscher Mazzini hat uns gefehlt. — Wie meinte der närrische Hecker damals? Die süße deutsche Pomeranze wird in den preußischen Schoß fallen! — Nun, so wollt'

ich doch lieber mein Lebelang ein halber Däne bleiben, als ein völliger Preuße werden!"

„Hecker ist in Amerika, nicht wahr? — Dort ist man frei, mein Freund!" rief Günter aus, beinahe mit einer früheren Lebhaftigkeit.

„Dort?" — Chalybeus sah ihn fragend an.

„Willst Du mich nach Scharfenstein begleiten?" hieß es, statt einer Antwort.

„Jeden Moment! Jetzt, gleich, wenn Du willst!"

„In den nächsten Tagen also. Wir reden's ab und Vieles Andere noch. Da kommen unsere Hausleute. Thu' nichts dergleichen!"

Frau Brigitte mit Peterlein trat in's Zimmer. „Drüben ist aufgetragen," meldete sie. „Wenn's gefällig ist, Herr Günter!" — Der Reconvalescent reichte ihn galant den Arm. Das Mittagsmahl war heiter, Günter gesprächig, die Andern glücklich über seine Munterkeit. Beim Dessert wurde eine Champagnerflasche aufgesetzt. „Sie dürfen nur Wasser trinken, ich weiß" — sagte die gutmüthige Hausfrau — „aber ein wenig nippen hat der Herr Doktor erlaubt. — Auf die Wiedergenesung unseres Freundes also! — Und jetzt ein zweites Glas.

„Eljen Kossuth!“ toaſtete die unverbeſſerlich radikale Wienerin.“

„Halt! Da thu' ich Einſpruch!“ unterbrach ſie Günter. „Dafür bin ich ein zu guter Oeſterreicher. — Aber unſere Hausfrau! Und was wir lieben!“ —

„Was wir lieben!“ ſtimmte Peterlein eifrig zu und hielt ſein Glas mit einem viel ſagenden Blick der korpulenten Schönen entgegen, die verſchämt die Augen niederſchlug, ihr Glas leiſe anklingen ließ.

Wenige Tage darauf bezogen die Freunde ihre frühere Junggeſellenwohnung, nachdem der dankbare Patient ſeine Pflegerin mit Schmuckſachen und Hauseinrichtungsſtücken ſo reichlich bedacht hatte, daß die immer „noble“ Dame ſich zu Gegengeſchenken verpflichtet fühlte. Günter durfte eine längſt mit Peterlein geplante Ehrengabe nicht ausſchlagen. Es war ein ſilberner Lorbeerkranz mit der Umſchrift in goldenen Lettern: „Dem Kämpfer für Freiheit und Recht.“

„Gut gemeint! Aber ein überwundener Standpunkt!“ dachte der Beſchenkte. Chalybeus ward mit einer Pariſer Ausgabe der römiſchen und griechiſchen Claſſiker überraſcht.

Zu Hause empfing Günter häufig einen Mann in quadrillirten Kleidern, mit dem Hut und dem Backenbart eines Marineurs, welcher geläufig deutsch sprach, nur mit stark englischem Accent. Es war der ehrenwerthe Mr. Thompson, seit Jahren der Pächter der Texanischen Besitzungen des alten Günter. Er war in Auswanderungs- und Handelsgeschäften nach Europa gekommen, dachte aber bald wieder nach der Kolonie zurückzukehren. Die beiden Männer verkehrten täglich stundenlang miteinander, und der Fremde legte eine Masse Papiere und Dokumente vor, worüber es ein eifriges Verhandeln, auch Berechnen gab. Späterhin wurde auch Chalybeus beigezogen, und man schien sich nach mehrfachem Berathen über einen bestimmten und bedeutenden Plan vereinigt zu haben.

„Du hältst also mit uns?“ fragte Günter.

„Mit Dir in die Hölle meinetwegen!“ erwiderte Chalybeus. „Da wir schon aus dem Himmelreich hinaus müssen!“ setzte er mit einem halbunterdrückten Seufzer hinzu. Ohne Zweifel gedachte er dabei seiner verehrten Comtesse. —

In Scharfenstein war ein idyllisches Leben. Die

weibliche Bevölkerung, dort vorherrschend, hatte noch einen kleinen Zuwachs bekommen. Die würdige Frau Rüdiger nährte ein jüngst geborenes Mädchen an der mächtigen Brust, der frühere Säugling zerrte bereits links an der mütterlichen Schürze, und die kleine Apel, obwohl inzwischen tüchtig und derb herangewachsen, hatte sich ihre Stelle zur Rechten demungeachtet nicht streitig machen lassen. Aus zwei Anhängseln waren drei geworden; der kräftigen Frau war das nicht zu viel. Sie rumorte mit der lieben Last vor wie nach im Hause herum. „Comme si de rien n'était!“ sagte die alte Gräfin Viri zu ihrer Nichte. — Justine und Molli hatten sich einander immer mehr genähert und die Heiterkeit der älteren Freundin hatte auf die jüngere den günstigen Einfluß, daß sie ein wenig aus sich selbst herauskam. Der, von beiden Damen verehrte Gast, Baron Felix, trug nicht wenig zur Geselligkeit bei; Lektüre, Musik und Spazierritte, auch Spazierfahrten mit der Douairière brachten Abwechslung und der kleine Jagello ward zu seinem Entzücken bisweilen auf einen wirklichen Pony gehoben. Da kündigte ein kurzer und

etwas mystisch gehaltener Brief unseres Chalybeus den Besuch der Freunde an.

„Wie begierig bin ich doch auf diesen Orlando!“ flüsterte Molli der Freundin zu.

Günter und Justine hatten sich beinahe seit Jahr und Tag nicht wieder gesehen. In der Zwischenzeit welch' eine Welt von Ereignissen! Manches ließ sich nicht wohl berühren, und so vergingen Mittag und Abend in etwas gezwungener Geselligkeit. Chalybeus war völlig stumm und hielt die Augen nur immer unwandelbar auf seine Comtesse gerichtet. Baron Felix und Günter ließen im Gespräche keine Pause eintreten, Justine warf ihr Wort dazwischen, Molli ihre Scherze. Die alte Gräfin Biri aß und trank nach Herzenslust, und der kleine Jagello hielt sich zu seinem „Chalyb.“

Am nächsten Morgen begab sich Günter mit den beiden Freundinnen nach dem Chalet.

„Ihr Werk, Herr Günter!“ bemerkte die Baronesse. „Ihr Andenken verknüpft sich damit.“

„Dieses Häuschen ward in hoffnungsreichen Stunden aufgerichtet,“ — versetzte der junge Mann, — „und so möge es stets ein Denkmal der Erinnerung bleiben.“

„Dir iſt es geweiht!“ wendete ſich Molli zu der Freundin — „Du biſt die Göttin des kleinen Tempels, ich nur die Tempeldienerin.“ — Sie küßte die Freundin und ging abſeits, Blumen zu pflücken, war bald völlig verſchwunden.

Günter lud die theure Freundin ein, auf dem Bänkchen vor dem Chalet mit ihm Platz zu nehmen.

„Ich habe Ihnen tauſend Dinge zu ſagen, ja eine völlige Generalbeichte abzulegen —“ begann er, nicht ohne innere Bewegung.

Juſtine blickte freundlich zu ihm auf. „Haben Sie Sünden zu bekennen?“ fragte ſie.

„Eine Menge.“

„Eins nach dem andern alſo! — Sie hatten gute Pflege während Ihrer Krankheit?“

„Bei der braven Frau Brennberger! Chalybeus erzählte Ihnen ja —“

„Nein, früher, mein' ich!“

„Früher? Da war ich bewußtlos. Nur Ein Moment des Erwachens! Da ſtand mein Schutzgeiſt vor mir. Sie, Juſtine! — Wer weiß! Ihnen dank' ich mein Leben.“

„Ach, hätt' ich Sie pflegen dürfen, wie —" Sie stockte.

„Wie wer?"

„Sie wissen nicht, in welches Haus Sie gleich anfangs gebracht wurden?"

„Ich weiß von nichts. Meine Freunde sorgten, dachten, handelten für mich, ich war ein Kind, ein Ding, ein Nichts!"

„Armer Carl!" — Sie unterdrückte alle weiteren Fragen. — „Sünden also?"

Günter fuhr mit der Hand über die Stirn. „Es ist vorüber!" sagte er. „Vor Allem Eins, vielleicht das Schlimmste. Ich habe mir zu Großes zugetraut. Ihr Freund Felix hat Recht! Das Neue wird nicht im Moment. Es bedarf der fleißigen Arbeit langer und mühsamer Jahre. Und so muß man sich sagen: Du bist nur Einer, trage Dein Scherflein bei. Das will ich auch, ehrlich und aufrichtig. Der tolle Kampf ist vorüber, der nach Außen, wie der in meinem Innern. Von nun an bin ich nichts, als ein einfacher Arbeiter, ein Pionier, Einer, der Bahn brechen hilft."

Justine ließ ihr dunkles Auge auf dem Freunde

haften. „Ich verstehe Sie nicht!“ sagte sie. „Wozu haben Sie sich entschlossen?“

„Zur Einkehr in mich selbst! Zur Buße!“ versetzte er milde. „Ich will mich von dem Liebsten losreißen, das ich auf der Welt besitze, um vielleicht seiner würdig zu werden. — Sie wissen“ — fuhr er nach einer kleinen Pause mit etwas unsicherem Tone fort — „Sie wissen, mein Vater hat mir ein außereuropäisches Besitzthum hinterlassen.“

„Sie wollen auswandern?“ rief das Mädchen erschrocken.

„Will's Gott, nicht für immer! — Hören Sie mich an, Justine. — Ueber unser Vaterland werden schlimme Tage kommen. Das Licht, kaum angebrochen, wird man wieder verlöschen wollen, die Ideen verläugnen, Jeden ihrer Bekenner verhöhnen, verfolgen. Deß mag ich nicht Zeuge sein. Wie ich denke und fühle, ist in Oesterreich keine Thätigkeit für mich. So such' ich sie anderswo.“

„In einem andern Theile der Erde? So soll das Weltmeer uns scheiden?“ rief Justine schmerzlich aus. —

Günter ergriff ihre beiden Hände, sah ihr fest in's Auge. „Das Meer oder ein Salon, liebes Mädchen! Sind wir hier nicht auch geschieden?"

„Wer weiß!" sagte Justine und entzog ihm sanft die Hand.

„Große Länderstrecken in Texas sind es, die ich mein nennen darf," sprach Günter weiter. „Ueber dem Lande weht seit einigen Jahren das Sternenbanner der Union. Eine deutsche Kolonie hat sich auf meinem Eigen angesiedelt, die ich mit Beihülfe wackerer Freunde vergrößern will, die Urwälder ausroden, Blockhäuser bauen, den Boden befruchten, die Eingeborenen der Sitte und Kultur zuführen, den Einwanderern eine Zuflucht bieten. Tüchtige Arbeiter und Handwerker haben sich gemeldet, auch Ingenieure und Feldmesser, und an Schullehrern für die Kinder soll es nicht fehlen, unter unseres Chalybeus Leitung. Und so heran, wer reinen Herzens ist und tüchtiger Gesinnung! Unser Land wird kein Eldorado sein, vielmehr ein Boden der harten, schweren, aber segensreichen Arbeit — eine Pflanzstätte deutschen Wesens, ein Asyl der Sicherheit, des Rechts und der Freiheit!"

Der junge Mann hatte sich warm gesprochen. Justinens Augen glänzten. „Sie wählen sich ein beneidenswerthes Loos," — sagte sie. „Doch nicht für immer, hieß es. Wann wollen Sie wiederkehren?"

„Wenn die Freigelassenen erst wirklich frei geworden sind, —" erwiderte Günter, mit einer Erinnerung an die Worte seines Freundes. „Ich bin als Sklave geboren und habe einen Zug aus dem Freiheitsbecher gethan — das ist mir zu wenig. Nichts halbes! Ganz oder gar nicht. So will ich mich selber frei machen und Anderen, so viel ich's vermag, zur Freiheit verhelfen. — Sie sehen, liebe Justine, ich bin unverbesserlich!"

„Sie wählen für sich das Beste. An mich dachten Sie nicht dabei?" fragte sie, wie hingeworfen.

„An Sie! Ach, an wen sonst! An Sie — die ich von mir befreien will! Mit welchen Schmerzen! Sie begreifen's nicht. Mein Leben ist nur halb. In dieser Stunde sei es ausgesprochen."

„Und mein Leben! Wenn Sie erst fort sind" —

Günter sprang auf, warf sich zu ihren Füßen, barg den Kopf in ihre Hände. „Soll ich bleiben? Vor

Ihren Augen zu Grunde gehen? Ich will's! Da ich Sie nicht besitzen darf!"

Er umfaßte ihre Kniee.

Justine machte sich sanft von dem Stürmischen los. „Ruhig, mein Freund!" sagte sie und erhob sich langsam, zog ihn zu sich empor. „Reisen Sie! Es bleibe dabei" — sprach sie mit Entschiedenheit. „Werden Sie ein freier Mann — wie ich ein freies Mädchen bleiben will."

„Nein, Justine! Sie sollen ihr Leben nicht verzehren."

„Will ich's denn?" sagte sie mit Ruhe. „Wissen Sie, wie alt ich bin? Bald zwanzig. Nun, mit vier und zwanzig Jahren sind wir Mädchen erst völlig frei. Doch dann bin ich Ihnen vielleicht zu alt!" setzte sie lächelnd hinzu.

„Liebes, theures Mädchen! Können wir denn jemals hoffen —?"

„Kämpfe wird's freilich setzen — mit der Familie, mein' ich! Aber wenn Sie den Muth haben —"

„Den Muth?" Er sah sie fragend an.

Sie horchte auf. „Ich höre Stimmen. Wir

ſprechen noch darüber. — Eins nur, mein Freund! Mein Vater kehrt in dieſen Tagen aus Ungarn zurück. Er war ein Freund Ihres Vaters und meint es auch mit dem Sohne gut. Theilen Sie ihm Ihren neuen Lebensplan mit und wenn er ihn billigt, dann reiſen Sie. Liegt auch das Weltmeer in Zukunft zwiſchen uns, ich erwarte Ihre Nachrichten und auch Sie ſollen von mir hören. Ich hoffe, wir ſcheiden nicht für immer. Ich bleibe, wie ich bin, ſelbſtſtändig und frei.“ Sie reichte ihm die Hand, Liebe im Auge, wie im Herzen.

Achtes Capitel.

Vater und Sohn.

Wer tölpisch ist und nichtens kann,
Der ist im Land ein Edelmann!
Das Schlaraffenland.

Der Oberst war aus dem ungarischen Feldzug zurückgekehrt. Er hatte noch sein lebhaftes Wesen, wie sonst, doch waren die Kriegsstrapazen an dem, nun beinahe sechzigjährigen Manne dies Mal nicht spurlos vorüber gegangen. Seine Haltung war die frühere stramme nicht mehr, das Auge hatte von seinem Glanze verloren, der stattliche Körper war bedeutend abgemagert. Ein trockenes Hüsteln, das er zu unterdrücken suchte, hatte sich übrigens bald durch leichte Mittel etwas gemildert. Gräfin Helene war glücklich, ihren cher Antoine wieder zu besitzen, die Familie feierte ein Freudenfest. Daß Justine, des Vaters Lieblingskind, sogleich aus Scharfenstein herbei eilte, um in seine Arme zu fliegen, ist kaum nöthig zu erwähnen. Sie war die Einzige, welche das Entzücken über das gute Aussehen des Papas mit den Uebrigen nicht theilte.

Mit unserem Günter hatte der Oberst lange Conferenzen, denen zuletzt auch Mr. Thompson beigezogen wurde, der sich als ein überaus practischer Geschäftsmann erwies. Die neue Handelscolonie in Texas war vorzugsweise seine Schöpfung; sein Name hatte in New-York wie in London gleich guten Klang. Justinens Vater war mit Günters neuem Lebensplan vollkommen einverstanden; auch die glückliche Umwandlung in dem Wesen des jungen Mannes entging ihm nicht. In diesem Sinne äußerte er sich auch zu seiner Tochter.

„Unser Carl hat sich die Hörner abgestoßen, — sagte er und bezwang das Hüsteln. „Er ist der radikale Phantast nicht mehr. Eine große Wirksamkeit steht ihm offen — wenn er nur aushält! Doch es scheint ihm ernst damit und ein tüchtiger Mann steht ihm zur Seite. In fünf, sechs Jahren wird sich's zeigen. So lang muß er wenigstens aushalten — zehn Jahre, wo möglich! Wenn ihn das Heimweh nicht früher zurück jagt."

„Du hustest, lieber Vater" — unterbrach ihn Justine sorglich.

„Ein kleiner Reiz in der Kehle. Nichts von Be-

deutung. Ich trinke Selterwaſſer dagegen — das hilft.“ — Er räuſperte ein wenig. — „Weißt Du, daß ich mich an der Sache betheilige?“

„An der Colonie?“

„Es iſt eine Actienunternehmung und ich habe für Dich gezeichnet.“

„Für mich?“

„Eine gute Anlage für die Zukunft. Wer weiß, wie bald Du's nöthig haben wirſt!“

Der treffliche Mann ſchien einen trüben Gedanken zu unterdrücken, äußerte ſich nicht weiter.

Carl Günter war allerdings verändert, und zwar zu ſeinem Vortheil. Er trat ſicher auf, ohne Unbeſcheidenheit, doch wie ein Mann, ſeiner ſelbſt bewußt. Die Fürſtin meinte, er ſei intereſſanter geworden, auch männlich ſchöner. Sie fing an, die Theilnahme ihrer Schweſter für den feurigen Freiheitskämpfer zu begreifen. Zum Glück lag bald der Ocean zwiſchen ihnen! — Günter war der ganzen Familie wieder lieb geworden; er ſelbſt fühlte ſich heimiſch in dem Hauſe, das er nun auf ſo lange meiden ſollte. Allein Mr. Thompſon drängte und die Auswanderer harrten in Hamburg und Liverpool

ihrer Einschiffung mit Ungeduld entgegen. Die Trennungsstunde schlug.

„Ich bin Dein oder keines Mannes!" hatte Justine ihrem Carl noch im Momente des Scheidens betheuert. Den guten Chalybeus würdigte sie in Gegenwart der Schwester einer herzlichen Umarmung. Der verblüfft-gerührte Mensch zehrte die ganze Reise davon.

Der alte Radetzky, der Sieger von Novara, kam im Herbst 49 nach Wien und wurde mit Ovationen überschüttet. In den Jubel klang ein greller Mißton. Trauer herrschte im Grafenhause. Der wackere Dragoner, Graf Heinrich, war in der Schlacht gefallen, wie auch sein Camerad, der hübsche Husar, Graf Arthur. Alle Geselligkeit bei den Weißensteins hatte nun ein Ende. Nur Baron Felix und die heitere Molli hielten treulich bei Justinen und ihrem Schmerze aus. Heinrich war ihr der Liebste unter ihren Geschwistern, auch der Einzige, der eigentlich ein Herz für sie hatte. Die Eltern waren tief gebeugt. Es gab einen traurigen Winter, einen freudenlosen Frühling! —

Fürstin Arabella, so reizend sich die Blondine in den Trauerkleidern ausnahm, gefiel sich nur wenig

in der nothgedrungenen Zurückgezogenheit und das stille Familienleben sagte ihr durchaus nicht zu. „Mama seufzt und betet, Papa hustet, die Schwester schmachtet — was ist das für ein Leben?“ sagte sie zu ihrem Gatten. „Gewiß, auch ich beklage den Verlust meines Bruders, aber nun ist beinahe ein halbes Jahr darüber hin. Man weint seine Thräne und lebt weiter. Hier oder dort!“

Unter dem dort war Paris zu verstehen. Der Uebersiedelungsplan wurde auf's Neue durchgesprochen und kam noch im Sommer 50 zur Ausführung. Die französische Republik siechte dahin. Der Prinzpräsident Louis Napoleon werde seiner Zeit noch eine bedeutende politische Rolle spielen, war Arabellas entschiedene Meinung. Nun hatte ihr Gemahl den Prinzen vor Jahren in London kennen lernen, ihm, der stets in Geldverlegenheiten war, eine ziemlich bedeutende Summe vorgestreckt, von der allerdings nicht mehr die Rede war. Das kann aber noch seine Zinsen tragen!

„Dieser Mann glaubt an seinen Stern — warum sollen wir nicht auch daran glauben?“ meinte die Fürstin. „Es ist was Magisches in dem Namen Napoleon. Dieser

Louis mit seinem Adler war mir auch niemals lächerlich. Es steckt ein kleiner Dämon in dem verschlossenen Prinzen und das Dämonische beherrscht die Welt." —

So leichtlebig Arabella auch war, so kam es ihr doch ziemlich hart an, sich von der Mama zu trennen. Sie hatte an ihr stets ein gefügiges Werkzeug, die schwache und immer schwankende Frau an der energischen Tochter eine Stütze. — Den Gedanken, Justinen zu verheirathen, hatte die Fürstin vorläufig aufgegeben. „Bewacht sie gehörig oder sie macht Euch noch einen dummen Streich!" äußerte sie sich über die Schwester noch in der letzten Stunde zur Mutter.

Zu gleicher Zeit mit den Sulkowskis verließ auch Graf Lothar das väterliche Haus. Er war zum Gesandtschaftssecretair an einem kleinen deutschen Hofe ernannt worden. Das Scheiden des Bureau-Menschen hinterließ kaum eine merkliche Lücke. Weit schmerzlicher für Justinen ward ihr die Trennung von dem kleinen Jagello. „Sie werden ihn in Paris verziehen!" klagte sie dem Baron Felix, welcher derselben Meinung war.

„Die Einen nach Paris, der Andere gar nach der

neuen Welt! Was das für glückliche Menschen sind!“ rief Molli lebhaft aus.

„Bist Du so reiselustig, Cousinchen?“ fragte der Baron.

„Wie sollt' ich's nicht sein? Tante Biri hat mich ein paar Mal nach Baden und Reichenau gebracht und Euer Scharfenstein (zu Justinen gewendet) war bis jetzt mein weitester Ausflug. Und ich altes Mädchen brenne vor Begierde, die Welt zu sehen! Aber wie anstellen?“

„Herzlich gern würd' ich Dich mitnehmen, wenn ich wieder eine Reise mache“ — meinte der Cousin — „ohne die alte Tante natürlich! Aber die Welt, die Welt! Was würde man dazu sagen? Darf man mit einer jungen Cousine reisen?“

„Schade, daß ich nicht wenigstens Deine Schwester bin!“ brachte Molli mit einem so komischen Seufzer hervor, daß beide Freunde nicht umhin konnten, laut aufzulachen.

Nur Vater, Mutter und die eine Tochter bewohnten nun das weitläufige Hôtel. Mit der Fürstin war alle Geselligkeit verschwunden. Selbst der fromme Hof-General war seit dem Erscheinen des Obersten für immer

weggeblieben. Dagegen brachte Don Aranda, der Jesuit, alltäglich ein paar Stunden in Gebeten oder frommen Betrachtungen mit Gräfin Helene zu, dem Obersten zum Aerger, welcher diese geistliche Richtung seiner Gemahlin vergebens zu bekämpfen suchte.

„Laß mir diesen Trost, mein Freund!“ seufzte die Gräfin. „Seit dem Verluste unseres Henry ist es die Religion einzig und allein, die mich aufrecht hält. Und daß ich Dich habe!“ Sie reichte dem Grafen die Hand, die er küßte. „Leider daß unsere junge Tochter“ — sie hielt inne.

„Daß sie nicht in die Kirche geht, meinst Du?“ versetzte der Oberst.

„Noch zur Beichte und Communion. — Doch das muß anders werden!“ fuhr die Mutter eifernd fort. „Ich werde für ihr Seelenheil sorgen. Don Aranda hat mir's zur Pflicht gemacht.“

„Laß das Kind, beste Helene!“ unterbrach sie der Oberst, ziemlich hitzig. „Unsere Justine ist eben so gut als verständig. Ihr Herz bedarf keiner Beihülfe und mit ihrem Geiste, der kein geringer ist, mag sie selber fertig werden.“

Die Gräfin schlug die Augen gegen Himmel und seufzte abermals. Sie schwieg aber. Der Widerwille ihres Gatten gegen alles Clericale war ihr zu ihrem Leidwesen bekannt genug.

Bald nach dem Ableben des Grafen Heinrich hatte der Oberst den jungen Guido zu sich auf's Zimmer gerufen. „Du hast verweinte Augen, mein Sohn?“ sprach er ihn an. „Ein Zeichen, daß Du Deinen Bruder geliebt hast.“

„Er war immer so gut mit mir“ — schluchzte der junge Mensch, der bei allen seinen Schwächen und Fehlern das hatte, was man ein gutes Herz zu nennen pflegt.

„Ich nehme an, daß Du auch Deine Eltern liebst und ihnen Freude und Ehre machen willst,“ — fuhr der Vater fort.

„O Papa“ — brachte Guido mit Mühe hervor und legte die Hand an's Herz, indem er von Thränen überströmte. Das Limphatische war bei ihm vorherrschend.

„Deine Mutter klagt aber über Dich. Du hast Dich, während ich im Felde lag, in dem ganzen Unglücksjahr 48 nichts weniger als wie ein Cavalier benommen, hast Dich in Schulden gestürzt, Dich mit leichtsinnigem Volk,

ja mit Gesindel herumgetrieben, bist nie anders gesehen worden als in Gesellschaft einer abenteuernden Dirne."

„Eine Künstlerin, Papa" — erlaubte sich der junge Mann etwas kleinlaut dazwischen zu bemerken. „Auch ein sehr kluges und gebildetes Mädchen" —

„Sie mag Dich wohl an Bildung übertreffen, denn Du hast eben im Gymnasium nicht allzu viel gelernt. Zum Theil meine Schuld. Ich verließ mich zu sehr auf den Hofmeister und die Stände nahmen damals meine ganze Zeit in Anspruch. Deine Brüder, ein Jeder in seiner Art, haben ihren Pflichten genug gethan. Aber Du! Bist Du ein Edelmann? Weil Du gut zu Pferde sitzest? Man muß auch auf zwei Füßen stehen und etwas leisten können. — Doch manches Versäumte läßt sich wohl noch nachholen."

„Mein Gott! Ich soll doch nicht etwa weiter studiren?" ächzte der korpulente junge Mann.

Der Oberst mußte wider Willen schmunzeln. „Das wäre wohl vergebene Mühe, mein Sohn! Was Hänschen nicht lernt — — Zum Gelehrten bist Du nicht geschaffen. Eins bleibt Dir noch übrig, was auch vollkommen für Dich paßt. Die Landwirthschaft."

Guido horchte hoch auf.

„Du wirst Dich daher auf unser Scharfenstein begeben — vielleicht Dein künftiges Erbe, wenn ich mit Dir zufrieden bin. Es war Euch Beiden zugedacht — dem armen Heinrich und Dir!“

Guidos Lymphgefäße rührten sich abermals beträchtlich.

„Dort sollst Du unter der Anleitung meines neuen Verwalters lernen. Vor Allem arbeiten lernen, Dich mit Allem und Jedem beschäftigen, was zum Feldbau gehört. Auch zur Viehzucht. Und dort giebt es nicht nur Kühe und Schafe, sondern auch Pferde, mit denen Du ja so vortrefflich umzugehen weißt. Nur die Kunstpferde sind ausgenommen und die Kunstreiterinnen. — Verstanden?“

Guido nickte mit dem Kopfe. Die Lymphe blieb von nun an unthätig.

„Mach' Dich also fertig, in acht Tagen abzureisen. Deine Schulden sind getilgt. Die Schöne aber wirst Du abdanken. Als Cavalier, mein' ich. Brauchst Du noch Geld, so sag' es.“

„Lauretta liebt mich aber, Papa“ — wurde schüchtern eingewendet.

Der Vater sah das Söhnlein scharf an.

„Die Liebe dieser Art Geschöpfe kennt man. Soll ich mit ihr sprechen?“

„Nein, nein, Papa! — Aber wie stell' ich's an?“

„Das überlaß' ich Dir. — In acht Tagen also. Und der Schönen den Laufpaß! Dein Wort darauf, Deine Hand. — So. Jetzt sind wir wieder gute Freunde.“

Er umarmte den Sohn, der etwas unsicher zur Thür hinausging.

„Sie liebt mich zum Sterben und sie wird weinen, heulen und das kann ich nicht ausstehen. Aber es muß, ich hab's versprochen.“ — Das war beiläufig Guidos Gedankengang, bevor er zu Lauretta in's Zimmer trat.

Sie lag wie gewöhnlich auf dem Divan, las einen französischen Roman mit halb schläfrigen Augen und verzehrte schmatzend getunkte Früchte dazu.

„Liebe Lauretta“ — begann der junge Mensch, indem er in seinem schleppenden Gang sich ihr langsam näherte.

Sie blickte ein wenig auf. — „Du kommſt vom geſtrengen Herrn Papa? Er hat Dich abgekanzelt?“

„Ich ſoll nach Scharfenſtein — in acht Tagen.“

„Und ich?“

„Ich ſoll dort arbeiten, Feldbau lernen“ — fuhr Guido fort, ohne zu antworten.

„Ohne mich? Verſtehe.“

Sie erhob ſich vom Divan. „Und Du haſt Alles acceptirt?“

„Hand gegeben. Cavaliersparole.“

„Dein Alter iſt krank?“

„Huſtet.“

„Sonſt nichts? — Gut. Adieu alſo. Ich packe meine Siebenſachen zuſammen, ziehe zu einer Freundin. Du biſt heute ſchon frei.“

„In acht Tagen erſt, Lori!“

„Wozu ein Zögern, wenns zu Ende ſein ſoll? Und kannſt Du ohne mich leben, kann ich's ohne Dich. — Adieu!“

„Du biſt immer gleich ſo oben aus! — Ich ſoll Dich fragen — Du wirſt vielleicht Geld brauchen.“

„Ich brauche nichts als mich ſelbſt!“

„Lori, ſo muß es denn ſein?“ Die Limphe wirkte ſchon wieder. Es kamen ihm die Thränen, die er von ihrer Seite befürchtet hatte.

„Du biſt ein guter Junge!“ ſagte Lauretta und tätſchte ihm die Wangen. „Mi abraccia! — So. — Und nun wollen wir verſuchen, wie lang wir's getrennt von einander aushalten.“

Neuntes Capitel.

Vater und Tochter.

Sie hatte eine passive Energie.
Gräfin Hahn-Hahn.

„Ich ziehe zu einer Freundin!“ hatte Lauretta ihrem Verehrer angekündigt. Diese Freundin war — unsere Brigitte Brennberger. Gemeinsamer Radicalismus hatte die beiden Damen im Jahre des Durcheinander auf einer Barrikade zusammengeführt, die ehrsame Bräumeisterswittwe der ehemaligen Kunstreiterin die schwesterliche Accolade ertheilt. Zu dieser Auszeichnung trug vielleicht der Umstand nicht wenig bei, daß sich Lauretta als die Freundin eines zeitweisen Ex-Grafen (doch immer Grafen) darstellte, welcher der demokratischen Bürgerfrau alle erdenklichen Aufmerksamkeiten erwies.

„Dein Graf hat Dich also verlassen?“ fragte Brigitte ohne Umstände.

„Oder ich ihn!“ versetzte die Schöne trocken. „Im Grunde bin ich des Zigeunerlebens satt und möcht' es zum Unterschied einmal mit der Solidität versuchen. Wenn Du mich also aufnehmen willst“ —

„Mit Vergnügen. Ich habe nur einen einzigen Zimmerherrn, Du weißt, und die Leute schwatzen! Du kannst mir als garde de dame dienen.“

Lauretta war ein weiblicher Alcibiades. Sie fügte sich in jede Situation. Kaum bei der Freundin einquartiert, gab sie ihre Naschhaftigkeit auf, lobte die bürgerliche Küche, die einfachen Sitten des Hauses, den „soliden“ Zimmerherrn. Ein wenig im Hause warm geworden, äußerte sie gegen Brigitte in einer vertraulichen Stunde ihre Verwunderung, weshalb sie nicht daran denke, den ehrlichen Sachsen zu ihrem Lebensgefährten zu wählen.

„Wählt sich was!“ erwiderte die Wittwe aus gepreßtem Herzen. „Soll ich mich ihm antragen? Er will fort, will für immer nach Leipzig zurück, läßt sich nicht länger halten.“

„Das wollen wir sehen!“ rief die energische Schöne. „Ein Mann hat keinen Willen. Wenn Du Ernst machen willst, ich nehm's auf mich.“

„Wirklich? Aber man müßte mit aller Zartheit verfahren“ —

„Will ich mit der Thür in's Haus fallen? — Aber so viel ich von der Sache verstehe, ist der gute Mensch in Dich verliebt und wagt sich nur nicht recht mit der Sprache heraus.“

„Hat er das Ursache? Warum sollte er“ —?

„Weiß ich's? Die Männer haben ihre Mucken. Vielleicht weil Du eine wohlhabende Frau bist und er ein armer Schlucker.“

„Nicht so ganz und gar! Er hat ein paar tausend Thaler im Sächsischen anliegen.“

„Dann ist ja kein Hinderniß! Für jedes Tausend des Mannes darf die Frau Zehntausend haben. Das ist das rechte Verhältniß. — Kurz, laß mich nur machen. Nächste Woche sollt Ihr Brautleute sein — oder marsch aus dem Hause mit ihm!“

Brigitte, nur von außen polternd, im Innern weich und zaghaft, bewunderte die Entschiedenheit der Freundin.

„Was willst Du?“ sagte diese lachend — „wenn

ich noch seine Gräfin werden will — sobald sich der Alte zu Tode gehustet!"

Diese freundliche Hoffnung der Schwiegertochter in spe ging zwar nicht so bald in Erfüllung, doch ließ sich kaum wegläugnen, daß die Schwäche und Gebrechlichkeit des Obersten von Monat zu Monat zunahm. Er war mit dem Titel eines General wieder völlig in's Privatleben zurückgetreten und sah im Civilkleide weit zerfallener aus als im Militairrock, der seinen Mann zusammenhält, ihn auch zwingt, sich zusammen zu nehmen. Justine schwebte in beständiger Angst um den geliebten Vater. Die Briefe Günters, voll freudiger Hoffnung, die ihr aus Hamburg, zuletzt aus Liverpool, kurz vor seinem letzten Einschiffen zukamen, las sie mit getheilter Empfindung. Sie schrieb ihm zurück: „Wenn ich den Vater verlieren sollte, so hab' ich mich und Dich verloren! Ohne seinen Segen kann ich nicht Dein Weib werden." —

Justine war die Pflegerin, wie auch die Vorleserin des Vaters. Die Wintercampagne, Schnee und Stürme hatten seinen, von Natur schwachen und seit lange kranken Augen hart zugesetzt. Der Staar war im An-

zug. „Wenn ich blind werde,“ — sagte er, — „wirst Du mein Auge sein, wie Du meine Seele bist.“

Auch eine Art Gicht hatte sich zu den andern Uebeln gesellt. Der General kam wenig mehr aus dem Rollstuhl. „Nun bin ich der alte Invalide, wie er in den Komödien vorkommt!“ bemerkte er mit guter Laune. Ihn darin zu erhalten, wurde Justine treulich von Baron Felix und Molli unterstützt. Beinahe jeden Abend brachten sie mit ihr bei dem Kranken zu, dem die immer heitere Molli zum wahren Labsal diente.

„So eine Frau möchte man sich wünschen!“ rief er gelegentlich aus.

„Wer weiß, General!“ erwiderte ihm das Mädchen. „Ich bin vielleicht nur so munter, weil ich keinen Mann habe, keinen nöthig habe.“

„Machen Sie uns und sich selbst nichts weiß, mein hübsches Kind! Ihr Alle lechzt nach der Waare.“

„Mein Mühmchen ist eine Ausnahme,“ bemerkte der Baron. „Eine ausgesprochene Männerfeindin, gelt?“

„Wer sagt Ihnen das, mein schöner Herr?“ Molli warf das Näschen auf.

„Oho! Du bist also plötzlich weich geworden? Du? Sonst voll Stacheln und Dornen?“

„Hab' ich Dich jemals gestochen?“ sagte sie ernsthaft.

Der Baron sah ihr in's Auge: „Mich? Nein. Aber Du bist wohl gar verliebt?“

„Traust Du mir's nicht zu?

„Ernsthaft verliebt, liebes Kind?“

„Bin ich denn gar so lustig? So leichtfertig, oberflächlich?“ sagte sie, etwas pikirt.

„Vergieb! Ich wollte Dir nicht wehe thun, auch zweifle ich nicht, daß Du ein Herz hast.“

„Sehr gütig! — Ein Herz! — Ach, wenn mich Einer von Herzen gern haben wollte, wie wollt' ich's ihm vergelten, ihn auf den Händen tragen!“

„Wirklich, Kind?“

„Aber wo ist der Mann mit dem warmen Gefühl, der unser kleines Herz zu würdigen weiß? Wo ist so Einer zu finden, General?“ Sie wendete sich zu ihm, der im Schatten des Lampenschirmes saß und lachend sagte: „Le voilà! Da ist Einer.“ — Er wies auf den Baron.

Molli erwiderte kein Wort und neigte das Köpfchen tiefer abwärts. Daß ihr eine Thräne im Auge ſtand, hatte nur Juſtine gewahrt.

Der Baron begab ſich bald darauf auf ſein Gut, wo er die Sommermonate zubringen wollte. Der Kranke wurde nach der Villa in Meidling gebracht. Auch dort hatte ſich die Gräfin des fleißigen Beſuches Don Aranda's zu erfreuen.

An einem Abend ſaßen Vater und Tochter allein zuſammen, während der Jeſuit die Mama haranguirte. Der General lenkte das Geſpräch abermals auf die Kolonie. „Günter hat Dir ja aus New-York geſchrieben?“ fragte er. „Aus Texas noch nicht?“

„Sie müſſen erſt ſeit kurzem dort angekommen, ein Brief kann vielleicht unterwegs ſein,“ antwortete ſie.

„Ich bin begierig auf den Gang der Unternehmung. Sie haben die Sache groß angelegt. Daß Du Aktien haſt, weißt Du. Das kann ſich freilich erſt ſpät rentiren. Aber Du biſt jung! Du kannſt warten, kannſt noch ein weiblicher Nabob werden.“

„Du weißt, Papa, daß mir weder um Reichthum, noch um Glanz und vornehmes Weſen zu thun iſt.“

„Du biſt nicht Deine Schweſter, freilich! Aber aufrichtig! — Wir ſind nicht reich, mein Kind. Der nngariſche Proceß und die neue Freiheit haben mich ſtark derangirt. Meine Söhne ſind meine Nachfolger in dem Güterbeſitz, der freilich keinen glänzenden Ertrag abwirft. Lothar wird das Seine zuſammenhalten, mit Guido wollen wir's verſuchen. Deine Schweſter hat bei der Heirath ihren Antheil voraus bekommen, obwohl ſie's nicht nöthig hätte, denn die Sulkowski's beſitzen mehr, als wir Alle mit einander, jedenfalls weit mehr als ſie brauchen — ſelbſt in Paris, wo ſich unſere Bella, ich weiß nicht, was für Wunder erwartet! — Du aber biſt am kärglichſten bedacht, wie die Cordelia in König Lear.“

„Die ihres Vaters Liebe hatte!“ unterbrach ihn Juſtine.

„Ihres närriſchen Vaters, ja!“ Er huſtete.

„Du ſtrengſt Dich an, Du ſprichſt heute zu viel.“

„Weil ich mich beſonders wohl fühle, bis auf das bischen Stechen im linken Fuß. — Von mir haſt Du

also nur Mäßiges zu erwarten. Bleibt freilich noch das Vermögen Deiner Mutter, das aber unter vier Theile kommt — oder gar fünf — falls etwa die Kirche gleichfalls ihren Antheil ansprechen sollte!"

„Du wirst ironisch, lieber Papa!"

„Nein. Ich bin nur ärgerlich über das Pfaffenwesen, in das Deine Mutter sich hinein hetzt!"

„Auch ich war einst so fromm."

„Fromm ist gut und jesuitisch ist nicht fromm! Fromm bist Du noch! Die beste Tochter! Mehr braucht's nicht." — Er küßte sie. „Dereinst die beste Frau, gelt?" Sie schwieg. „Nun, mit dem Baron ist's wohl nichts?" fuhr der General nach der Pause fort. „Deine Schwester meinte zwar, auch die Mama."

Justine bedachte sich. „Ich will Dir's erklären, mit wenig Worten. — Baron Felix war mein Freund. Es kam ein Moment, wo er mir mehr sein wollte. Wir sprachen uns aus und der beste Mann kam zur Einsicht" — sie stockte.

„Also nichts? Ich dacht's ja gleich! Er wär' auch zu alt für Dich, zu gesetzt."

„Es ist nicht das! Ich hatte nicht so recht das

Gemüth, das Gefühl für ihn — aber wir sind noch immer die besten Freunde."

„Es giebt noch Andere! Wie alt bist Du? Einundzwanzig. Siehst aus wie achtzehn. — Ich sprach Dir von Deinem Erbe. Nicht ohne Grund. Sieh, ich bin kränklich, Deine Mutter war's von jeher — und wenn Du uns vielleicht plötzlich verlieren solltest" —

„Vater!" Sie umklammerte seinen Hals.

„Kindisches Mädchen! Warum soll man nicht davon sprechen? Vom Reden stirbt ja auch Niemand. — Eins aber, mein Kind! Eine Arme von Adel ist doppelt arm. Sieh Dir die Molli! Wär's ein Bürgermädchen, sie hätte längst einen Mann. Aber so! — Oder soll sie einen Handwerker nehmen? Nun wird sie vertrocknen, versauern, trotz ihrer Späße und Witze. — Und Du! Sollst Du später von Deinen Brüdern abhängen? Oder von der Schwester in Paris? Dafür bist Du zu selbstständig. Wohl gar Stiftsdame werden? Mit ekelts vor dem Gedanken! — Könnt' ich die Freude, das Glück erleben, Dich verheirathet zu sehen!"

„Das wirst Du nicht, lieber Vater," sagte Justine, in sich gekehrt.

„Nicht? Nicht? — Und warum nicht?“

„Weil ich Dich nun und nimmer verlassen will!“ rief das Mädchen mit Leidenschaft und warf sich auf's Neue an seinen Hals.

„Du bist ein Närrchen!“ sagte der General, indem er sie liebkoste. „Und wenn Du Dich einmal verliebst? So recht von Grund Deines Herzens verliebst? Wenn der rechte Mann kommt? Wo bleibt da der alte Papa?“

Justine machte sich langsam los. „Ich bleibe bei Dir,“ sagte sie und fuhr mit der Hand über die Augen.

Der halb Blinde sah die Pantomime nicht, doch war etwas im Ton ihrer Stimme bei den letzten Worten, das ihm auffallen mochte. — „Du bleibst bei mir? Du sagst das so betrübt! Oder so ergeben. Ist's Dir ein Opfer?“

„Nein, nein, nein!“ rief das Mädchen, — „aber ich darf, ich kann nicht länger schweigen! Du sollst Alles wissen!“

„Alles? Was denn Alles?“

Sie kniete auf dem Schemel vor dem Lehnstuhl

des Generals nieder und flüsterte, das Antlitz in seine Hände gepreßt: „Vater, ich liebe!“

„Du liebst?“ rief der Vater lebhaft, wie erfreut. „Das ist ja gut! Ist ja mein Wunsch, mein Herzenswunsch!“ — Er hob ihr Gesicht empor und zog es seinen Augen näher. — „Wer ist's denn, mein Kind?“

Sie blickte ihn fest an. „Carl Günter,“ sagte sie tonlos.

Der General schien betroffen. — „Carl Günter, Carl Günter!“ nannte er den Namen wiederholt, als ob er ihn sich einprägen wollte. — „Daß nur Deine Mutter nichts davon erfährt!“ brachte er nach einer Pause mühsam hervor.

„Du bist dagegen? Ich wußt' es wohl!“ sagte das Mädchen dumpf und stand vom Schemel auf.

„Wie lange liebst Du ihn?“ fragte der Vater.

„Seit meinem fünfzehnten Lebensjahr.“

„Da warst Du ein halbes Kind!“

„Und eine Frömmlerin, ein adelsstolzes Wesen! Ich bin's nicht mehr. Und bin ich besser, bin ich gut geworden, so ist's durch ihn!“

„Und was wird aus ihm? In Jahren wird sich's

zeigen! — Genug davon! — Verschweig' es der Mutter. Gute Nacht, mein Kind."

„Du zürnst mir, Vater?"

„Nein. Aber ich bedaure Dich. Ich kenne Deinen Sinn, der fest hält, was er einmal ergriffen hat. Seit Jahren hast Du Dich hinein gelebt — diese Liebe wird Dein Unglück sein."

„Sie ist es schon, da Du sie nicht billigst, Vater!"

„Du willst ihn nicht aufgeben?"

„Kann ich's? Ich bin nur durch ihn. Aber ich bin halb. Soll er mich nicht ergänzen, so mag's d'rum sein. Ich werde nicht gegen Deinen Willen handeln, Vater! Jeder Gewaltschritt liegt mir fern — doch zum Dulden und Leiden fühl' ich in mir den Muth und die Kraft."

Justine küßte des Vaters Hand und ging langsam aus dem Zimmer.

„Carl Günter!" wiederholte der General. „Meine Schuld! Ich hab' sie zu ihm nach Scharfenstein gebracht."

Zehntes Capitel.

Ein Zeitungsartikel.

Amerika ist kein Vorurtheil.
Anti-Kirnberger.

Der Namen „Günter" war seit dem letzten Gespräche zwischen Vater und Tochter nicht wieder genannt worden. Sie waren wieder in der Stadt. Im Hause das alte, stille Leben. Die Wochen, die Monate schlichen dahin. Justine war eifrig in ihrer Krankenpflege, der General dankbar für jeden ihrer kleinen Liebesdienste. Sie las ihm jeden Morgen die Zeitungen vor. Heute stockte sie ein wenig. „Ein Artikel von dem berühmten Reisenden Gerstäcker," — sagte sie, die Augen auf das Blatt geheftet. „Es ist überschrieben: „Aus der Wildniß."

„Gewiß interessant! Wie Alles von dem Manne." Der General setzte sich auf seinem Rollsessel zurecht.

„Es ist aus Texas, Papa," erklärte die Comtesse leise, ohne aufzublicken.

„So? — Nun, lies nur.“

Juſtine las:

„Texas, Colonie Günter-Thompſon, Günter-Houſe. — Hier ſitze ich unter lauter Deutſchen und Engländern, kaum daß ſich ein ſpaniſches Idiom vernehmen läßt. Schon im Jahre 1836 hatte ſich Texas von Mexico losgeriſſen, ſeit 1845 iſt es der Union einverleibt. Zu ihrem Glück braucht ſich die befreite Republik in die endloſen mexikaniſchen Katzbalgereien nicht weiter einzumiſchen. — Auf dem welligen und fruchtbaren Hügel- und Prairieland, in einem lachenden und wohlbewäſſerten Thal, von Eichen-, Fichten- und Cedernwaldungen umgeben, breitet die vorzugsweiſe deutſche Colonie ſich aus. Ihr Beſtand iſt ſeit länger als zwanzig Jahren. Im Laufe der letzten zwei Jahre ſind einige hundert Familien zugewandert, die meiſten im Laufe dieſes Jahres. Einer jeden ward ein Fleck Landes, ein Stück Waldes zugewieſen. Und nun iſt ein Bauen, Zimmern, Hobeln und Sägen! Man glaubt ſich in eine große Werkſtätte gerathen. Der Haupteigner des Bodens iſt Carl Günter aus Wien, ein junger Mann von etwa ſechs und zwanzig Jahren. Er und ſein Compagnon, der in ganz America

rühmlichst bekannte Mr. Thompson, leiten den kleinen Freistaat, sind überall am Fleck, rathen, helfen, scheuen sich nicht, selbst mit Hand anzulegen, wenn es sich darum handelt, dem werdenden Blockhaus auf die Beine (Pfähle) zu helfen, den dichten Wald mit der Axt ein wenig zu lichten. Auch an größeren Baulichkeiten für das Allgemeine fehlt es nicht. Der katholische wie der protestantische Gottesdienst wurde bisher in hölzernen Nothbauten abgehalten; nun erheben sich bereits die Grundrisse zweier Kirchen. Das Gemeindehaus und das neue Schulhaus stehen fertig. Ich sah den Oberschulmeister, einen eben so riesigen als grundgelehrten Holsteiner, an der Spitze einer Schaar Kinder so wie halb erwachsener junger Leute gravitätisch der Bildungsstätte zuschreiten."

„Unser Chalybeus!" unterbrach der General die Vorleserin.

„Er ist nicht zu verkennen!" erwiderte Justine und setzte die Lectüre begierig fort:

„Es wird Einem wohl und behaglich, mitten in der Wildniß unter gebildete Umgebung zu kommen. Zu-

gleich so liebenswürdige Männer und gastfrei, wie sich hier von selbst versteht. Herr Günter, eine offene, auch enthusiastische Natur, mit welcher man sich bald befreundet fühlt, führte mich in der ganzen Colonie herum. Wie sehr er allenthalben beliebt ist, konnte man leicht abnehmen. Die Männer zogen von Weitem die Hüte vor ihm, die Weiber knixten, die Kinder liefen ihm entgegen. Unsere Wanderung währte hübsch lange, da dieser und jener Colonist ein Anliegen an den Grundherrn hatte, oder sich Rath und Aufklärung erbat. Auch an kleinen Streitigkeiten fehlte es nicht, welche Freund Günter meist im kurzen mündlichen Wege und zur Zufriedenheit der Parteien entschied. — „Wir haben hier zwar ein paar Advocaten," — sagte er mir lächelnd, — „aber ich lege ihnen bisweilen nicht ungern das Handwerk."

„Seine alte juristische Marotte!" warf der General dazwischen.

Justine fuhr fort:

„Zu später Mittagsstunde brachte mich Günter in das ihm gehörige, von den drei Colonistenhäuptlingen gemeinschaftlich bewohnte Haus — denn auch der Schul-

lehrer ist so eine von den Spitzen im Lande. Weder Küche noch Keller meiner Wirthe waren zu verachten und die treffliche Mahlzeit mundete nach den Entbehrungen der Herreise um so besser. Daß wir beim Glase Wein alle europäischen und nordamerikanischen Verhältnisse besprachen, ist begreiflich. Auch die Sklavenfrage kam auf's Tapet, worüber sich Günter besonders lebhaft äußerte."

„Seine Freiheit! Nun ja! Marotte Nummer zwei," brummte der General.

„Du wirst doch nicht Sklaven halten wollen, Papa?" sagte Justine scherzend. „Ich fahre fort."

„Diese Schmach für die Union wird und muß aufhören!" rief Günter. — „Das wird auch!" versetzte Mr. Thompson bedächtig, indem er ein volles Glas hinunter goß. „Aber vor der Hand giebt es noch Sklaven — folglich muß man sie benutzen, sie nur auch gut behandeln." — „Nein, nein, und wieder nein!" fiel ihm der Andere hastig in's Wort. „In unserer Colonie wenigstens wird jeder Schwarze schon durch den Eintritt frei" — wendete er sich zu mir — „und ich hatte eine derlei Freilassung noch niemals zu beklagen.

Es sind unsere besten Arbeiter. Mr. Thompson wird das bestätigen." — Der Engländer nickte wie zustimmend, schien aber nicht völlig überzeugt. — Nach dem Essen wurden die Herren abberufen und überließen mich dem gelehrten Schulmanne, Namens Chalybeus, der mich auf die bewaldeten Hügel und zuletzt durch Dickicht und Schlingpflanzen in eine Art Urwald führte. Nun wär's beiläufig genug! dachte ich bei mir, ließ mich aber weiter schleppen. Ein gewaltiges Rauschen und Tosen ließ sich vernehmen. Ich sah meinen Begleiter fragend an. Er legte den Finger an den Mund. Das Rauschen wurde stärker und wir gingen noch einige hundert Schritte, als wir plötzlich an eine ausgehauene Lichtung kamen. Das Rauschen war bald erklärt. Ein gewaltiger Wasserfall stürzte von den hohen Felsen herab. Eine reizende Oase bot sich zugleich meinen Blicken dar; das kunstreich geschaffene kleine Thal war mit jungen Bäumchen bepflanzt und von buntfarbigen Blumenbeeten durchzogen, die zu einem niedlichen Schweizerhäuschen führten, mit der Aufschrift" —

„Warum stockst Du?" unterbrach der General die Vorleserin.

„Mit der Aufschrift: „Justinensruhe“ — las Justine ungewiß.

„Ja so! — Nur weiter!“

„Ich mußte mich damit begnügen, zu erfahren, daß diese artige kleine Schöpfung mitten im Urwalde dem Andenken einer ausgezeichneten Wiener Dame gewidmet sei.“

„Wir werden noch Alle mit einander in die Zeitung kommen!“ sagte der General ärgerlich.

„Kein Familienname ist ja genannt, lieber Vater,“ wendete Justine ein.

„Das fehlte noch! — Ist das Ding bald zu Ende?“

„Nur etwa noch ein paar Dutzend Zeilen, Papa.“ — Sie las:

„Günter-House ist zugleich eine werdende Handelscolonie, welcher man eine bedeutende Zukunft voraus sagen kann. Die Leute sind eifrig damit beschäftigt, große Straßen zu bauen, auch Kanäle sind angelegt, die in Kurzem bis zum Red-River führen werden. Dieser mächtige Strom soll dann die Producte des Landes, wie Mais, Baumwolle, Tabak und Reis, in Dampfschiffen aufnehmen und sie verwerthen machen. Der Boden ist

fruchtbar, das Klima vortrefflich, die Thätigkeit der Colonisten und Eingebornen, wie ihre Freude und Lust an der Arbeit sind gleich groß. Wer zufriedene Menschen sehen will, komme in dieses kleine texanische Normalgebiet. Ein Staat im Entstehen ist immer kraftvoll, selbstständig, naturfrisch und jedenfalls anziehender, als unsere altersschwachen deutschen Herzog- und Fürstenthümer, die sich langsam ausleben, um schließlich von einem der Großstaaten verschlungen zu werden. — Carl Günter ist nicht der erste Gründer der Colonie, wohl aber ihr zweiter Schöpfer, Führer und Leiter, der Moses dieser anmuthigen Wildniß. Ich danke ihm acht der genußreichsten Tage meines Lebens und drücke ihm aus der Ferne herzlich die Hand. — Friedrich Gerstäcker."

„Das klingt ja merkwürdig! Wie märchenhaft!" sagte der General nach einer Pause. „Diese Herren Reisenden übertreiben zwar immer ein wenig — viel. Nach dieser Beschreibung ist ja unser Charles Günter eine Art Clan-Häuptling oder kleiner democratischer Fürst," setzte er halb humoristisch hinzu.

„Jedenfalls sieht man, daß er seine Sendung ernsthaft nimmt," — bemerkte Justine.

„Gut für ihn!“ meinte der General. „Und damit basta. Nichts mehr von der Sache! Es beunruhigt mich. Wie ich eigentlich darüber denke, sollst Du zu rechter Zeit erfahren. Und zu Deiner Mutter kein Wort! Dabei bleibt's.“

Baron Felix trat in's Zimmer. Er war erst den Abend vorher von seinen Besitzungen zurückgekehrt, um den Winter von 50 auf 51 in der Stadt zuzubringen. Gegenseitige Freude des Wiedersehens. Der General besprach mit dem Freunde die gegenwärtige politische Situation, die ihnen nichts weniger als erfreulich schien. „Der Krieg mit Preußen ist wohl nur aufgeschoben!“ meinte der General. „Und der alte Kübeck als Präsident des künftigen Reichsraths — lies Staatsrath — macht eben das politische Kraut nicht fett.“

„Noch wird sich damit unser Agio verringern!“ erwiderte der Baron und begab sich in's Boudoir mit Justinen, die ihm den Artikel aus Texas mittheilte. Ein Brief Günters wußte sie, war unterwegs.

„Wahrhaftig, unser junger Freund ist zu beneiden,“ sagte der Baron, — „und ich hätte große Lust, wenn auch nicht, mich bei ihm anzusiedeln, doch die

dortige Wirthschaft auf eine Weile mit anzusehen. Die neue Welt lockt mich seit lange."

„Sie haben den Reisetrieb wie die arme Molli," — bemerkte Justine — „nur daß Sie ihn nach Lust und Laune befriedigen dürfen."

„Mein Cousinchen! Was macht sie? Wie lebt sie denn?"

„Immer mit Tante Biri, Sie wissen ja! Und immer guter Laune. Ich bin ihre einzige Zuflucht. Doch was hat sie an mir?"

„Was wir Alle haben! Das schönste Vorbild echt weiblicher Vorzüge."

Justine schaute ihn verwundert an. „Der Freund wird galant!" bemerkte sie.

Der Baron zog sie auf die Causeuse, setzte sich an ihre Seite. „Wissen Sie, daß ich im nächsten Monat meine vollen Vierzig habe?" eröffnete er ihr munter.

„Schon?"

„Ja. Und ich zählte beinahe acht und dreißig, als mir von gewissen schönen Händen ein gar zierliches Körbchen dargereicht wurde."

„Ein Korb, lieber Felix? Ich hatte Ihnen nur

erklärt, daß ich einstweilen unvermählt zu bleiben wünschte."

„Einstweilen? Das ists eben, was eine der Personen Shakespeare's den höflichen Bescheid nennt."

„Das heißt" — wollte Justine erwidern.

Der Baron küßte ihr die Hand. „Nichts mehr über diesen Punkt, Beste!" sagte er. „Kurz, ich habe mich blamirt. — Schlimm aber ist's, daß ich binnen vier Wochen in den eigentlichen Hagestolz übergehen soll" —

„Muß denn das?" sagte Justine und rückte näher zu dem Freunde.

„Es muß just nicht! — Aber würden Sie mir rathen —?"

„Gewiß, gewiß!" unterbrach ihn die Freundin lebhaft. „Wenn ein Mann zur Ehe, zur Häuslichkeit geschaffen ist, so sind Sie's!"

„Das schien sonst nicht eben Ihre Meinung" — wollte er scherzen.

„Ich spreche im Ernste, Felix! Und gebe der Himmel, daß Sie an dem Gedanken fest halten mögen!"

„An dem Heirathsgedanken, meinen Sie? — Hm! Im besten Falle wär's eine Art mariage de raison. Von meiner Seite wenigstens."

„Von der andern nicht!" fiel ihm Justine rasch in's Wort.

„Welche andere?"

„Und von der Ihrigen auch nicht!" fuhr sie fort.

„Was wissen Sie?" sagte er, etwas verwirrt.

„Ich weiß, daß Sie der edelste Mensch sind, daß Sie Herzensbedürfnisse haben, die man weder mit Politik, noch mit Landwirthschaft, oder mit Reisen und guten Kammerdienern ausfüllt."

„Sie schildern mein langjähriges Einsiedlerdasein! Daß ich einst liebte, wie ich liebte, auch das ist Ihnen nicht unbekannt. Aber nun bin ich alt. Usé! Mein Herz ist verknöchert."

„Sagen Sie das nicht! Sie fühlen warm, haben für mich gefühlt."

„Eben darum! Das waren so die derniers efforts!"

„Sie glauben nicht an Ihre eigenen Worte! Sollen, dürfen nicht daran glauben! — Noch einmal! Sie

haben mehr Liebe in sich, als ein bescheidenes Mädchen ansprechen darf."

Der Baron stand auf, ging ein paar Mal auf und ab, trat dann wieder zu ihr. „Eins sag' ich Ihnen, Justine — und das ist mein fester Entschluß! Wenn ich nicht binnen vier Wochen verheirathet bin, so sterbe ich als ehrsamer Junggeselle."

Sie fixirte ihn. — „Und warum sagen Sie das mir?"

„Weil Sie mich ausgeschlagen haben, mir folglich eine Entschädigung schuldig sind."

„Eine Stellvertreterin?"

„Welches Mädchen würde es wagen —?"

„Nur nicht wieder galant, mein Herr!" — Sie stand gleichfalls auf. „Wollen Sie eine Frau aus meiner Hand annehmen?"

„Nach Umständen. — Und wie, wenn ich bereits gewählt hätte?"

„Und wie, wenn unser Beider Wahl zusammen träfe?"

Der Baron schwieg. Sie ergriff seine Hand. „Ich kenne ein weibliches Wesen," — sagte sie — „welches

seit seinen ersten Mädchenjahren das Ideal eines Mannes vor Augen hatte —"

„Das habt Ihr ja Alle!"

„Ein Mädchen," — fuhr sie fort, — „froh und heiter von Natur, das sich aber einen gewissen raisonnirenden Leichtsinn für die Welt mit Mühe angeeignet, — ein Mädchen, das immer scherzt und lacht und dem man es nicht ansieht, daß es im Verborgenen recht bittere Thränen vergießen kann."

„Thränen, Justine?"

„Genug!" sagte sie und ließ seine Hand los.

„Unter den Scherzen und Possen, auch gelegentlichen Witzworten und Satyren stak also geheime Neigung?" fragte der Baron nach einer kleinen Pause.

„Liebe, mein Freund! Wie der süße Kern in der Stachelnuß."

„Dann gäb' es also nur zwei Auswege," sagte der Baron nachdenklich. „Entweder ich reise nach Texas" —

„Und bleibe Hagestolz!" ergänzte Justine.

„Wahrhaftig, das Klügste wär's! Wer mit vierzig Jahren heirathet, ist ein Narr oder ein Genarrter."

„Es fehlen ja noch vier Wochen!“ erinnerte ihn die Freundin.

Die Thüren gingen auf, Molli kam zu Besuch. „Liebe Stine — — ah, der Cousin!“ — Sie wurde purpurroth, blieb an der Schwelle stehen.

Der Baron bedachte sich einen Moment, ging ihr dann rasch entgegen, führte sie Justinen zu. „Ich gebe die gute Molli in Ihre Hand!“ sagte er. „Schalten Sie mit dem Mädchen nach Ihrem Gutdünken.“

Mit den Worten verließ er eilig das Boudoir, wie auf der Flucht.

„Was hat der Felix?“ rief Molli, wie erschrocken. „Ist er mir böse? Was hab' ich angestellt?“

Justine umarmte die Freundin stürmisch, überdeckte sie mit Küssen.

„Komm'!“ sagte sie — „er ist nicht weit.“

Molli ließ sich fortziehen, wußte nicht, was ihr geschah. Sie erfuhr es bald darauf.

Nach vier Wochen war sie Baronin Felix *** und im nächsten Frühjahr auf der längst ersehnten Reise nach Frankreich und Italien.

Elftes Capitel.

Der Jeſuit.

— ni homme, ni femme — prêtre.
Victor Hugo.

Es giebt keinen größeren Schmerz, als den: ein geliebtes Wesen hülflos und rettungslos leiden zu sehen, sich langsam auflösen. Wenn der theure Kranke, den wir sorgsam pflegen, seinen unheilbaren Zustand verkennt und immer neue Hoffnung auf Genesung schöpft, da erhöht sich noch unsere Trauer, wenn wir uns auch zum Troste sagen dürfen: er wenigstens ahnt nicht, was ihm, was uns Allen bevorsteht.

Der General, immer in seinem Rollstuhl, war gegen Herbst 51 halb gelähmt, doch fühlte er bei täglich zunehmender Schwäche keinen eigentlichen Schmerz. Ein neuer Arzt hatte ihm Vertrauen eingeflößt. „Die Gasteiner Bäder werden mich im nächsten Sommer wieder herstellen," — versicherte er seiner Tochter wiederholt, und glaubte daran. Eine kleine Besserung schien

auch eingetreten, der Kranke speiste ein paar Mal mit Appetit. Er hatte sich daran gewöhnt, auch die Nacht in seinem bequemen Rollwagen zuzubringen. Es ist ein Aberglaube mancher Kranken: sie scheuen das Bett, als die nächste Station zum Sarge. Der Tod findet uns aber überall.

Der eigensinnige Patient duldete auch keinen Krankenwärter, wollte die Nacht durchaus allein bleiben. Justine hatte sich im Gemach nebenan gebettet, schlich, wie oft, in das Krankenzimmer. Schlief der Kranke, war's gut; fand sie ihn aber wachend, so jagte er sie gleich wieder davon. — An die Schwester in Paris und an Bruder Lothar waren die ganze Zeit her Bulletins über die wechselnden Krankheitsphasen erlassen worden. „Ein chronisches Uebel!" sagte Arabella zu ihrem Gemahl. „Das kann noch Jahre lang dauern! Der Papa hat eine gesunde Natur, er wird sich wieder heraus klauben." — In diesem Sinne schrieb sie auch Trostbriefe an die Mama, berichtete zugleich über die täglich anwachsende Hoffnung des Prinzpräsidenten auf den französischen Thron. Ein Postscript theilte immer die letzten Pariser Moden mit. — Der diplomatische Lothar faßte sich kürzer, ver-

sprach dafür in jedem seiner Briefe, den Papa mit Nächstem zu besuchen, sobald ihm der Gesandte, sein Chef, Urlaub ertheilen würde. — Dagegen kam Guido mehrmals aus Scharfenstein. Wir wissen, er liebte den Vater, hatte sich auch nach dessen Wunsche mit allem Fleiß auf die Landwirthschaft gelegt, erzählte von Alpenwirthschaft, schwärmte von Schweizerkühen, Musterschweinen aus der Walachei, Seidenhämmeln aus Spanien, erbat sich schließlich vom Papa im Namen des Verwalters die Erlaubniß, eine Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und Zuckerraffinerie auf der Herrschaft anlegen zu dürfen.

„Gemach, Kinder!" unterbrach der General den begeisterten Oekonomen. „Ihr packt mir die Sache zu groß an. Das geht weit über meine Kräfte." — Im Stillen freute er sich über die Thätigkeit des gebesserten Sohnes.

Beim Fortgehen sagte Guido zur Schwester: „Der Papa war heute guter Laune. Man muß ihn darin zu erhalten suchen, muß das Eisen schmieden —"

„Was für Eisen?"

„Du könntest ein gutes Wort für mich einlegen, Schwesterchen. Du weißt, daß ich heirathen will —"

„Noch immer diese Marotte, lieber Bruder? Ich dachte, Du wärst geheilt, Ihr wärt getrennt."

„Wie Ihr! Du und Dein Abenteurer in Amerika. Du hoffst doch noch auf ihn, wie ich auf die Lauretta."

„Was für ein Vergleich! Und wer sagt Dir — ?"

„Still! Man weiß, was man weiß. Uebrigens — Liebe ist Liebe. Ich kann nun einmal die Lori nicht lassen und hoffe unsern Alten noch 'rum zu kriegen. Um die Mama ist mir nicht bang."

Justine war ärgerlich über die brüderliche Ungenirtheit, ja Rohheit. Jede Anspielung auf ihr Verhältniß zu Günter aus solchem Munde war ihr in innerster Seele zuwider.

Eines Tages hatte der Kranke wieder mit Appetit gegessen, war dann ein wenig eingeschlummert. Justine laß ihm später die Abendblätter vor. „Du wirst sehen, die Constitution wird sistirt — das ist das Ende vom Liede!" bemerkte er ihr. „Vielleicht gut. Das Volk ist noch nicht reif."

Das waren die letzten Worte, die sie aus seinem Munde vernehmen sollte. Sie lag immer halb angekleidet auf dem Ruhebett und hatte einen leisen Schlaf. Eben aus einem wirren Traum halb erwacht, lauschte sie einem Geräusche im Krankenzimmer, sprang auf und eilte hinein. Der Vater lag unbeweglich und mit offenen Augen im Rollstuhl, ein versiegeltes Blatt in der Hand, das ihm aus den Fingern gleitend zu Boden fiel. Justine wollte es aufheben — da athmete der Kranke tief auf, seine unsichern Blicke suchten die Tochter, die versagenden Finger wollten sich rühren, sein letzter Blick deutete auf das Blatt — dann schlossen sich die Augen halb, der Kopf sank nach der Brust. Der Kranke lag unbeweglich. Seine Miene war von einem milden Lächeln wie verklärt.

Der Kranke? Nein, der Todte! Wo blieben die Angehörigen des Familienvaters? Die jüngste Tochter schloß ihm die Augen zu.

„Ein alter Mann ist stets ein König Lear!"

Guido kam nur noch zum Leichenbegängniß des Vaters zurecht. Der Schmerz sprach sich in der wilden Natur so übermäßig aus, daß er mit dem Kopfe an

die Wand ſtieß, und Juſtine, innerlich zerriſſen, alle Mühe hatte, den halb Wahnſinnigen von einer Gewaltthat abzuhalten. Die Fürſtin und Lothar begnügten ſich mit Beileidſchreiben, welche tiefe Rührung an den Tag legten.

Gräfin Helene war in einer eigenen Gemüthsverfaſſung. Wir wiſſen, wie hoch ſie ihren cher Antoine von jeher gehalten; ſeit ihrer letzten Frömmigkeitsphaſe war jedoch eine kleine Erkältung zwiſchen den Gatten eingetreten. Und nun war der ihr noch immer Theure ohne die Tröſtungen der Religion hinüber gegangen! Darüber trauerte ſie noch mehr, als über ſeinen Verluſt. Sie ließ für's Erſte einige hundert Seelenmeſſen leſen und übergab ſich in der Folge ganz und gar der Leitung ihres Beichtvaters, welcher den frommen General gleichfalls wieder in's Haus brachte. Dieſes pietiſtiſche Kleeblatt bildete nun eine Art Ableger der ecclesia militans, und die Mutter wie ihre Seelenfreunde überboten ſich in vergeblichen Bekehrungsverſuchen, der verſtockt-ketzeriſchen Tochter gegenüber. Als man dieſer gar zu hart zuſetzte und ihr zuletzt ſogar zumuthete, ſich den gemeinſchaftlichen Bet- und Buß-

übungen anzuschließen, um den General aus dem „Fegefeuer" los zu beten, in welchem er nach der Versicherung Don Aranda's entschieden sitzen müsse — da ward's der Armen zu viel.

„Quält mich nicht länger!" rief Justine aus. „Ich leide genug. Laßt mich den besten Vater in meiner Art betrauern. Wenn es einen Himmel giebt, so gehört er hinein! Wer aber voraussetzt, der edle Mann habe an irgend einem Straforte abzubüßen, der begeht eine wahre Blasphemie."

Mutter und Tochter empörten sich gegenseitig, die frommen Freunde schürten, und Justine stand allein. Zum Glück, daß die Neuvermählten, Baron Felix und Molli, ihre Hochzeitsreise abkürzten und zu Justinens Beistand herbei eilten. Von da an war das Haus völlig in zwei Parteien geschieden. Die Erbitterung der Gräfin gegen ihre Tochter steigerte sich zuletzt so sehr, daß sie ihr geradezu aus dem Wege ging und sogar auf ihrem Zimmer speiste — und zwar in Gesellschaft des Jesuiten und des Generals. Diese frommen Mahlzeiten, bei denen Don Aranda vorher und nachher das Tischgebet sprach, waren auch ziemlich luxuriös. Die

Gräfin aß wenig und war von jeher ohne eigentliche Eßluſt; die beiden Gäſte dagegen, wahre Leckermäuler und auch den edlen Weinen durchaus nicht abgeneigt, ließen ſich das Beſte auftiſchen. Der Jeſuit mußte täglich Eis zum Nachtiſch haben. Es befördere die Verdauung, behauptete er. Die verlangte Speiſe wurde ihm in Geſtalt eines Heiligen von Himbeer und eines Biſchofs von Vanille vorgeſetzt. Ein gleichfalls frommer Diener der Gräfin mußte Sr. Hochwürden täglich das Menu des nächſtfolgenden Tages zur Beurtheilung vorlegen.

Don Aranda war kein unbedeutender Diener der Kirche. Er hatte Zutritt in allen vornehmen Häuſern, wurde auch von den Erzherzogen empfangen und ſtand in unmittelbarer Verbindung mit Rom. Der Mann hatte auch ſonſt überall ſeine Fäden gezogen, und keine der politiſch-religiöſen Phaſen konnte ihm entgehen, noch ließ er irgend eine unbenützt. Seinem Beichtkinde, der Gräfin, hatte er unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertraut, daß man in gewiſſen Kreiſen Alles vorbereite, um den jungen Kaiſer zu bewegen, ein Concordat mit Rom abzuſchließen. Die frommen Mi-

niſter Bach und Thun wurden als diejenigen bezeichnet, auf welche die Kirche alle ihre Hoffnung ſetze; ihnen ſei es aufbehalten, das große „Rettungswerk für Oeſterreich“ zu vollbringen. Die Gräfin faltete frommdemüthig die Hände, blickte zum Himmel empor und betete von nun an täglich ſechs Vater Unſer für Bach, zwölf Ave Maria für Thun. Ihre Gebete wurden in der Folge leider erhört!

Don Aranda ſaß eines Abends in ſeiner Studirſtube, um ſeinen Monatsbericht an den Jeſuiten-General in Rom abzufaſſen. Eine Dame wurde gemeldet. Das war dem Manne nichts Seltenes. Gar oft ſtellten alte und junge Beichtkinder ſich ein, mit Gewiſſensbeklemmungen und Herzensanfragen, auch hochadelige Damen, jesuites de robe, fehlten nicht, welche beſondere Mittheilungen brachten.

Die Angemeldete trat ein. Eine ſtattliche Geſtalt, ſchwarz gekleidet, in einer ſittſamen robe montante, das Antlitz mit einem dichten Voile verhüllt. Don Aranda warf einen ſcharfen Blick auf die ihm völlig Unbekannte, lud artig zum Sitzen ein.

„Kaum wag' ich es,“ begann die Beſucherin

nach den Eingangsworten, „mich Ihnen zu nähern, hochwürdigster Herr!“

Die frische und metallreiche Altstimme schlug angenehm an das Ohr des geistlichen Hörers. Er rückte näher. „Was steht zu Diensten, meine Dame? Mit wem hab' ich —?“

„Sie sehen ein verirrtes Schaf vor sich“, wurde die Anfrage demüthig beantwortet.

„Und wie nennt sich das Schäflein?“ fragte Aranda mit einem prüfenden Blick.

Die Fremde zog den Voile vom Gesicht.

„Sie kennen mich nicht mehr?“

Er betrachtete die großen feurigen, nur etwas stieren Augen, die üppigen Wangen, den sinnlichen Mund; auch die vielversprechende, wenn gleich bis an's Kinn verhüllte Büste war nicht zu übersehen.

„Darf ich mich nennen? — Lauretta“ — hauchte sie, mit zu Boden gesenkten Blicken. „Graf Guido's Lori.“

„Ah!“ machte der Jesuit. „Die etwas lebhafte Schöne von damals! Und was verschafft mir die Ehre?“

„Ich hatte mich schlecht gegen Sie benommen, Hochwürden,“ erklärte sie demüthig — „und will das

nach Kräften wieder gut machen, Ihnen auch zeigen, daß ich einen neuen Menschen angezogen. — Darf ich mich darüber näher erklären?"

„Sprechen Sie, meine Tochter!" sagte Don Aranda salbungsvoll und rückte noch ein wenig näher. „Sie wissen, im Himmel wird mehr Freude sein über Einen reuigen Sünder, als über neun und neunzig Gerechte."

Lauretta verwunderte sich im Stillen über den geringen Werth, welchen der Himmel auf eine solche Masse Gerechter zu legen scheine und weshalb es ihm gar so sehr um die gebesserten Spitzbuben zu thun sei, ließ aber nichts dergleichen vermerken, sondern schlug die Augen zur Zimmerdecke empor und seufzte aus hoch wallender Brust, die ihre Seidenflorbande fast zu zersprengen drohte.

Sie eröffnete nun dem geistlichen Herrn (den eine gewisse Unruhe zu überkommen schien), wie sie nach der Trennung von ihrem Guido plötzlich wie durch Erleuchtung von Oben zur Erkenntniß ihres sündhaften Lebenswandels gelangt sei, wie die Reue sie ergriffen habe, und wie sie nun an nichts anderes mehr denke, als an ihr eigenes Seelenheil und an das des

jungen Grafen, des Theilnehmers ihrer früheren Verirrungen.

Der Jesuit nickte beifällig mit dem Kopf. — „Sie haben also den Gedanken, seine Frau zu werden, für immer aufgegeben, mein Kind?“ fragte er. „Sie wissen, daß der — Gott gebe, selige Herr Graf durchaus dagegen war? Und auch die Gräfin Mutter“ —

„Ich weiß Alles, Hochwürden!“ fiel ihm die bußfertige Sünderin in's Wort — „und darum kam ich eben zu Ihnen. Die edle und fromme Dame zürnt ihrem Sohn, der sonst ihr Liebling war — zürnt ihm meinetwegen! Das ist's, was mir so schwer auf der Seele lastet!“

Sie zog ein battistenes Sacktuch hervor und schien sich die Augen zu trocknen. Aranda suchte die Verirrte durch tröstenden Zuspruch aufzurichten. Wenn sie auf den jungen Grafen verzichte, dann sei Alles geschehen, was man von ihr verlangen könne, versicherte er ihr.

„Wenn's nur nicht zu spät ist!“ meinte sie. „Wenn ich dem armen Guido nicht im Vorhinein bereits geschadet habe.“

„Wie denn das, mein Kind?“

„Die Frau Gräfin kränkelt, nicht wahr?“

„Der Himmel prüft diejenigen, die er liebt. Die fromme Dulderin hat selten mehr eine gute Stunde.“

„Mein Gott! Dann wär's wohl hohe Zeit ihr Testament zu machen“ — brachte Lauretta in einem so wehmuthsvollen Tone hervor, daß Aranda bereits auf neue Tröstungen bedacht war, wozu sie es aber nicht kommen ließ, sondern mit einem Seufzer ausrief: „Sie wird ihren Sohn enterben! Und meinetwegen!“

„Beruhigen Sie sich, liebe Tochter!“ beschwichtigte sie der Jesuit. „Der Pflichttheil kann dem Herrn Grafen in keinem Fall entzogen werden. Ueberdies besitzt er dermalen die hübsche Herrschaft Scharfenstein, bis auf den Antheil, welcher der Mutter als Wittwensitz versichert ist. Es sind freilich auch noch ziemlich starke andere Posten darauf intabulirt, und bei der Art und Weise, wie der junge Mann dort herum wirthschaftet, läßt sich wohl kaum erwarten, daß er die Schulden so bald abstoßen werde. Der Ertrag ist ohnehin gering.“

„Dieses verzogene Gräflein hat weder Kopf noch Hand!“ bemerkte Lauretta ärgerlich und in ihrem gewöhnlichen natürlichen Ton. „Man sollte den Menschen

unter Kuratel setzen. Geben Sie Acht, Hochwürden! Wir erleben's noch, daß sein väterliches Erbe versteigert wird."

„Unser Orden wäre bereit, es ihm unter günstigen Bedingungen abzukaufen, allein der Feind der Kirche will nichts davon hören."

„Wenn ich noch an seiner Seite wäre" — sagte Lauretta wie zu sich selbst.

Der Jesuit spitzte die Ohren. „Sie kommen nicht mehr mit ihm zusammen, mein Kind?" fragte er hingeworfen.

„Seit dem Verbot des Grafen Papa. Ueber Jahr und Tag nicht mehr."

„Sie glauben aber, noch einigen Einfluß auf den jungen Grafen ausüben zu können?"

„Sobald ich's will! Ich brauchte nur zu winken und er liefe mir nach wie mein kleines Bologneserhündchen. Schreibt er mir doch seit dem Ableben des Alten Brief über Brief! Aber ich zerreiße seine Kratzfüße. Zwischen uns ist's aus. Wozu brauch' ich sein Geschmiere? Hab' ich nicht Recht, geistlicher Herr?"

„Vollkommen Recht, meine Tochter. Da Sie es aber doch gut mit dem jungen Mann meinen" —

„Von Herzen gut! Aber was hilft's? Aus ist aus."

„Da es sich nur um eine Geschäftssache handelt," fuhr Aranda fort — „um einen guten Rath etwa von Ihrer Seite, seiner Herrschaft wegen —"

„Er soll sie an die Herren Patres verkaufen? Und ich soll ihn dazu bewegen? Verstehe."

„Und Sie wären dazu geneigt, liebes Kind?" fragte der Jesuit und ergriff ihre beiden Hände, die er fest hielt.

Lauretta besann sich. „Ich müßte mir's erst überlegen," sagte sie, machte sich los und stand auf, wie auch der Jesuit.

„Sie wollen also der Kirche keinen Dienst erweisen?" fragte er, etwas bestürzt.

„Ihnen, Hochwürden, steh' ich völlig zu Gebote!" sagte die Schöne, nicht ohne ein kleines Augenspiel. „Aber ich mache mir ein Gewissen, mit dem Sohn hinter dem Rücken der Gräfin Mutter zu verkehren."

„Ich absolvire Sie im Vorhinein!"

„Und der arme Mensch wird nicht enterbt?"

„Er soll über den Pflichttheil bekommen — falls die Frau Gräfin mich bei ihrem letzten Willen zu Rathe ziehen sollte.“

„Hat sie das nicht bereits gethan?“ fragte Lauretta mit Naivetät.

Bevor eine Antwort erfolgen konnte, trat der Kammerdiener eilig ein und wisperte seinem Herrn in's Ohr.

„Im Augenblick zu hohem Befehl! Holen Sie gleich einen Fiaker. — Man gehört sich keine Stunde an,“ sagte er nach der Entfernung des Dieners. „Eben werde ich zu Seiner kaiserlichen Hoheit Erzherzog Franz Carl berufen. Wir Beide haben aber noch eine Menge zu bereden. Ein ander Mal also, mein Töchterchen!“

„Ich darf wieder vorsprechen?“ rief die Schöne freudig aus. „Allein Hochwürden sind so überbeschäftigt.“

„Und hier immer gestört, Sie sehen —“

„Wenn ich mir erlauben dürfte — wenn ich der hohen Gnade würdig wäre —“

„Ich darf Sie besuchen?“ fragte er rasch.

„In meiner Klause? Zu Ihrer Magd? Ein solcher Herr! Welche Herablassung!“

„Wo wohnen Sie?“

Sie nestelte an ihrem Oberkleide, zog eine Karte aus dem Busen, überreichte sie demüthig, beugte sich, um dem Geistlichen die Hand zu küssen. Das Kleid hatte sich ziemlich verschoben. „Hier meine Adresse“ — lispelte sie, und die Unordnung ihres Anzuges gewahrend, wollte sie die Störung mit eiliger Hand verbessern.

Don Aranda hielt sie ab. „Man braucht nicht Alles zu verhüllen, was der gütige Schöpfer geschaffen hat,“ sagte er salbungsvoll mit einem neugierigen Blick und tappte ihr väterlich auf die Wangen, entließ sie mit seinem Segen.

Zwölftes Capitel.

Schwester Benigna.

Dieu s'est fait homme; soit.
Le diable s'est fait femme.
Ruy Blas.

Gräfin Helene hatte inzwischen ihre strengen Buß-übungen ohne Aufhören fortgesetzt, dabei den lukullischen Gastmählern ihrer geistlichen Freunde immer unthätiger zugesehen. Nicht selten lag sie mit Herzbeklemmungen auf dem lit de repos, während die Herren ihr zur Seite wacker schmausten und zechten. Sie selbst, mit geistlicher Speise vollgepfropft, nahm von leiblicher Nahrung nothdürftig ein paar Löffel Suppe zu sich, etwa einen Hühnerflügel und etwas Compot. Ihr Lebelang gewohnt zu mediciniren, konnten ihr die Aerzte nicht genug Pulver, Pillen und Latwergen verschreiben. Beim geringsten Schnupfen hütete sie das Bett Tage lang, verschloß sich durch Wochen, im Winter durch Monate in ihrem Boudoir, welches von dem Dufte

aller möglichen Kräuter und Odeurs durchzogen war und was man „Bewegung machen“ nennt, war ihr seit Jahren unbekannt. Ihre einzige Freude und Erholung, den Besuch der (ach, nicht mehr italienischen) Oper, den ihr selbst Don Aranda erlaubt hatte, versagte sie sich aus Gewissenhaftigkeit und um sich zu mortificiren. Sie war nahe daran, sich insgeheim zu geißeln.

Justine konnte das nicht länger ruhig mit ansehen. Sie rief Baron Felix und seine muntere Frau zu Hülfe und man drang mit vereinten Kräften in die fromme Kranke, beschwor sie, ihre verkehrte Lebensweise zu ändern.

„Etwas weniger beten, liebe Gräfin, und etwas mehr essen!“ sagte ihr Molli gutmüthig. „Auch ein bischen spazieren fahren, selbst gehen schadet nicht und die neue Oper von Verdi soll prächtig sein.“

Die Gräfin langte in alter Gewohnheit nach der Herzseite und sagte ganz erbittert:

„Bin ich verkehrt, so wär's hohe Zeit, daß Ihr Euch Alle bekehrtet! Mein Fräulein Tochter zu allererst. — Und Ihren Weltfreuden, meine liebe Baronin, hab' ich längst Adieu gesagt. Suchet zuerst das Reich

Gottes! Aber da predigt man tauben Ohren. — Eins kann ich Euch sagen. Meine Tochter, die Fürstin, lebt in Paris, das für die Stadt des Taumels und der Uebertäubung gilt. Allein sie und der vornehme Kreis, in welchem sie sich bewegt, sie Alle hören täglich die Messe und eine Predigt und suchen dem Himmel im Stillen verirrte Seelen zuzuführen. Daran nehmt Euch ein Beispiel! Ich und meine geistlichen Freunde sagen uns los von Euch, bis Ihr Euch gebessert habt; indessen werde ich, vor wie nach, in christlicher Liebe und Demuth für das Heil Eurer Seelen beten."

Damit zog sie ab und verschloß sich in ihr Kräutergemach.

„Man könnte sich Alles gefallen lassen," meinte Molli, „wenn Deine fromme Mama nur essen wollte. L'appétit vient en mangeant. Sie ist gar nicht krank, aber sie wird verhungern."

Auch Guido wurde mehrmals herbeigeholt. Der frühere Liebling war aber bei der Mutter stark im Preise gesunken. Erst, nachdem er Don Aranda die Hand geküßt und ihm seine Unarten von damals abgebeten, wurde er beiläufig wieder in Gnaden aufgenommen,

war jedoch nicht im Stande, die Mama zu einem Besuche seiner Scharfensteiner Wirthschaft zu bewegen.

Die ascetisch-unsinnige Lebensweise der Gräfin mußte endlich zu einer Krise führen. Die arme Frau erkrankte nicht unbedeutend, ward wirklich bettlägerig. Bei allem Widerwillen der Patientin gegen ihre Tochter ließ sie sich doch Justinens sorgsame Pflege gefallen. Es kam wieder zu einem erträglichen Verhältniß zwischen den Beiden. Die Tochter benahm sich so liebevoll, so herzensinnig und das Gemüth der Mutter war wohl verhärtet, aber es brach doch zuweilen hervor. — Plötzlich war aber wieder Alles anders. Justine trat in's Krankenzimmer, fand den geistlichen Rath am Bette sitzen, konnte noch vernehmen, wie er mit aufgehobenem Zeigefinger die Textworte citirte:

„So Dich Dein Auge ärgert, reiße es aus!"

Die Gräfin schien aufgeregt. „Laß uns!" rief sie Justinen von Weitem zu. „Ich habe mit Sr. Hochwürden zu sprechen."

Es steht zu vermuthen, Don Aranda habe der schwachen Frau wieder einmal tüchtig in's Gewissen gesprochen. Die edle Justine galt ihm für eine Gottes-

läugnerin. „Sie ist unverbesserlich!“ hieß es. — Die Gräfin seufzte. „Es ist doch meine Tochter!“

„Sie ist Fleisch von Ihrem Fleische, nicht Geist von Ihrem Geiste!“ wurde erwidert. „Allein Fleisch ist Heu.“

Ein Wort von „Erbschleicherei“ wurde hingeworfen. Die Gräfin, von Natur argwöhnisch, faßte es begierig auf. „Darum thut sie so zärtlich!“ rief sie empört.

„Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet!“ versetzte Don Aranda mit Sanftmuth. „Doch wär' es jedenfalls gerathen, die Comtesse nach und nach seltener bei sich zu sehen, liebe Gräfin. Sie schwört auf das entsetzliche „Leben Jesu“ dieses erzketzerischen Strauß. Der Umgang mit der Rationalistin wirkt aufregend, ja verderblich auf meine fromme Freundin.“

„Das ist's eben! Wenn das nicht wäre!“

„Es ist aber. Und wenn Dich Dein Auge ärgert“ — — Nach einer Pause fuhr er fort: „Die Comtesse meint es vielleicht gut, sie mag auch ohne Eigennutz handeln, ohne Hintergedanken. Wer sieht in die Herzen als der Eine? Jedenfalls thut sie über ihre Kräfte. Das zarte Wesen sollte sich schonen. Auch bedarf das

christliche Krankenwarten besonderer Eigenschaften. Wenn Sie mir erlaubten, Ihnen eine fromme Person in's Haus zu bringen, die sich auf die Pflege des Leibes wie der Seele versteht —"

„Das wäre ja herrlich!" rief die Gräfin.

„Schwester Benigna war früher eine Art Weltkind. Seit ihrer Umkehr ist die eifrigste Dienerin der Kirche aus ihr geworden. Dabei ein Wesen voll natürlichen Verstandes, auch von genügend guten Formen."

„Bringen Sie sie heute noch!" unterbrach ihn die Gräfin. „Ich bin es satt, nichts als Ketzer um mich zu haben! Dieser Baron Felix, diese Molli! Diese — — fort mit ihnen Allen! Fort!"

Lauretta, in „Schwester Benigna" provisorisch umgetauft, hatte ihren geheimen Zweck erreicht. Noch an demselben Abend wurde die ehemalige Kunstreiterin als soeur grise bei der frommen Gräfin installirt. — Sie war ohne Richtung, ohne Bildung, doch ein begabtes Wesen, kräftig, willensstark. So beherrschte sie jederzeit ihre häufig wechselnde Umgebung, ohne darauf auszugehen, ja oft ohne es selber zu wissen. Eigentlich spielte sie mit dem Leben und liebte den Wechsel, die

Veränderung. So strichen ihre jungen Jahre ohne Plan, ohne Zweck dahin, ohne Gedanken an die Zukunft, auch ohne Sorge dafür. Jetzt aber, reif geworden — sie war über dreißig — schien es ihr hohe Zeit, sich ein „sort“ zu machen. Ihre letzten Spargulden waren verzehrt. Da kam ihr der Gedanke, sich an den Jesuiten zu wenden, der bald lichterloh für die dralle Schönheit entbrannte. Sie war aber listig genug, ihm die kürzlich vorgenommene Frömmigkeitsmaske entgegen zu halten und ihn weit mehr hoffen zu lassen als zu gewähren. Auf diese Weise hielt sie ihn immer im Schach und brachte ihn dahin, auf alle ihre Wünsche einzugehen, in der Aussicht, daß *seine* Sehnsucht endlich gestillt werde. Sie nannte ihn bisher immer nur ihren „geistlichen Vater“ und gestattete auf's Höchste einige kleine fromme Liebkosungen. Das war dem wohlgenährten Fünfziger zu wenig, doch faßte er sich in Geduld und kam einstweilen allen ihren Forderungen entgegen. Sie selbst bekam durch den Verkehr mit ihm einen gewissen Einblick in den Jesuitismus, den sie in ihrer Weise rasch, wenn auch flüchtig auffaßte und gleich praktisch benützte. „Die Sache ist ja so einfach!“ äußerte sie

sich zu einer Kameradin. „Man hält zusammen, schmeichelt den Schwächen der Menschen und beutet sie gemeinschaftlich aus.“

Das graue Kleid und die fromm-christliche Miene Lauretta's waren bald der Mittelpunkt des gräflichen Hauses. Die demüthig und leise auftretende Schöne reichte der Gräfin ihre Pulver und Latwergen, betete den Rosenkranz mit ihr, lag in der Nacht auf der Matratze zu ihren Füßen. Die ehemalige Geliebte ihres Söhnleins! Davon hatte die Mutter keine Ahnung. Da wurde eines Tages Guido's Besuch angemeldet.

„Darf ich mich entfernen, gnädige Gräfin?“ fragte Benigna unterwürfing.

„Warum, liebes Kind?“

„Ein junger Mann!“ seufzte die Heuchlerin. „Wenn man mit Nächstem dem Himmel angehören soll —“

„Sie wollen sich wirklich einkleiden lassen?“

„Das ist mein fester Entschluß. — Ich gehe in's kleine Kabinet nebenbei — bis die Frau Gräfin klingeln, bis der Herr Graf fort ist, lese in der „Nachahmung Christi.“ — Sie küßte die abgemagerte Hand der Kranken, schien tief bewegt.

„Was haben Sie, mein Kind?“ fragte die Gräfin besorgt. „Ich glaube gar Thränen in den Augen?“

Benigna drückte das Sacktuch auf ihr Gesicht. „Zähren der Buße!“ brachte sie mühsam hervor und entfernte sich rasch.

„Sie muß viel verbrochen haben!“ dachte die Dame bei sich selbst.. „Aber wer so bereut — —“

Guido wurde eingelassen. Er fand guten Empfang.

„Ich höre, daß Du fleißig arbeitest, mein Sohn,“ — lobte ihn die Mutter, — „das ist recht. Dabei schwinden auch alle bösen Gedanken.“

„Nicht alle, Mama!“ meinte der Sohn. „Ich denke sonst noch Allerlei. Es fragt sich zwar, ob es böse ist.“

Die Mutter sah ihn strenge an. „Wie lautet das? Woran denkst Du? Doch nicht an jenes abscheuliche Weibsbild?“

„Abscheulich? Muß bitten! Ich werde meine Lauretta nie vergessen!“ verkündete er trotzig.

„Deine Lauretta? Du verkehrst noch immer mit ihr?“

„Leider längst nicht mehr! Sie will's nicht.

Läßt auch alle meine Briefe ohne Antwort. Ich wollte sie neulich bei einer Freundin besuchen, bei der sie letzter Zeit wohnte. Ich fand die Wittwe Brennberger auf's Neue verheirathet. Lori war von ihr weggezogen. Die Frau wußte nicht, wohin, oder wollt' es nicht sagen. Durft' es vielleicht nicht! Kurz, es scheint, Lauretta will nichts mehr von mir wissen."

„Die Person ist vernünftiger als Du!" sagte die Mutter ärgerlich.

„Ich hatte ihr das Heirathen versprochen, Ihr wolltet's nicht zugeben und nun trotzt sie. Aber wer weiß, was noch geschieht, ich bin längst majorenn" — drohte er im Weggehen.

Die Gräfin war wie gewöhnlich über ihre Kinder empört, die Fürstin ausgenommen. Denn auch ihrem Aeltesten, dem Grafen Lothar, hatte sie's auf der Nadel, daß er mit dem Gedanken umging, eine Protestantin heim zu führen. Das Fräulein war vornehm und reich, konnte ihn „pouffiren", und um Religion überhaupt fragte er wenig.

„Dafür setzt man Kinder in die Welt!" rief die Mutter erbittert aus. „Aber es soll ihnen heimkommen!"

Sie klingelte. Ein, zwei, dreimal. Keine Benigna. Die Kammerfrau erschien.

„Sehen Sie nach, wo die Schwester bleibt!“ Die Frau ging in's Kabinet, fand die fromme Schwester in halber Ohnmacht, doch raffte die sich auf, schleppte sich zur Gräfin hinein.

Natürlich hatte Lauretta das Gespräch zwischen Mutter und Sohn belauscht. Sie fand darin neue Anhaltspunkte zur endlichen Ausführung eines lange gehegten Planes und beschloß, die Umstände zu benutzen, ihr Benehmen darnach einzurichten.

Die Gräfin gewahrte die Todtenbläße der Schwester Benigna, welche weiße Schminke aufgelegt hatte und an Händen und Beinen kunstvoll zitterte. Die gute Frau erschrak. „Sind Sie krank? So plötzlich? Was ist Ihnen zugestoßen?“

Benigna warf sich vor dem Krankenbette auf die Knie. „Erlauben Sie mir, das Haus zu verlassen, Frau Gräfin!“ hauchte sie mit halb erstickter Stimme.

„Ja, was ist denn? Hat man Sie beleidigt?“

„Ich bin eine größere Sünderin, als Sie sich's vorstellen können!“ brachte die schlaue Teufelin im Ton

der Zerknirschung hervor und erhob sich langsam vom Boden. „Entlassen Sie mich, jagen Sie mich aus dem Hause — ich verdiene kein besseres Loos!“

Die Kranke sah ihre Pflegerin verwundert an, wollte eine Frage thun, da trat Don Aranda in das Gemach und zwar rascher als gewöhnlich.

„Graf Guido war hier?“ sagte er mit einem Seitenblick auf Lauretta-Benigna.

„Soeben!“ sagte die Mutter mit einem Seufzer. „Und denken Sie, mein Freund! Er will von der Person nicht lassen, will sie durchaus heirathen.“

Ein lang gezogenes: „So!“ des Jesuiten, wieder mit einem Blick auf die fromme Schwester, welche im Winkel stand, das Gesicht mit beiden Händen verhüllt hatte. — Aranda, mit allen ihren Listen wohlbekannt, hatte gleich weg, daß es sich um eine neue Komödie handeln dürfte, wobei ihm vielleicht wieder eine Rolle zugedacht war. Er schien nicht besonders erfreut darüber.

„Der Graf war also hier?“ wiederholte er seine Frage. „In Gegenwart der Schwester doch nicht?“

„Beileibe! Das fromme Kind scheute ahnungsvoll

die Nähe des Böſewichts. — Doch nichts mehr von ihm! Fragen Sie, was der Aermſten fehlt."

Aranda trat näher zu Benigna. „Sie ſcheinen betrübt, meine Tochter?"

Sie zog die Hände vom Geſicht. „Sie wiſſen, wie es um mich ſteht, Hochwürden. Sagen Sie der gnädigen Gräfin Alles," ſagte ſie entſchloſſen.

„Alles, mein Kind?" fragte er zweifelnd, beinahe erſchrocken.

„Alles! Ich bitte." Sie küßte ihm die Hand und flüſterte ihm dabei in ihrem herriſchen Tone zu: „Ich will's!" — hierauf näherte ſie ſich der Kranken. „Nach dem, was Ihnen Seine Hochwürden eröffnen werden, darf ich nicht mehr wagen, vor den gütigen Augen meiner angebeteten Gräfin zu erſcheinen. Ich gehe und ſchnüre mein Bündel."

Mit den Worten ſchlich ſie langſam zur Thür hinaus. — Don Aranda hatte begriffen, daß er ihr gelegen kam, um den ſchwerſten Theil ihrer angenommenen Rolle ihm zu übertragen. Ihre letzte Abſicht dabei war ihm ſelber nicht völlig klar. „Die Spitzbübin!"

dachte er — „sie will doch nicht wirklich Gräfin werden?"

„Sie schweigen, Don Aranda?" sagte die Kranke. „Was haben Sie mir eigentlich mitzutheilen?"

Der Geistliche näherte sich langsam, setzte sich an's Bett. „Ja, das ist eine eigene Geschichte, liebe Gräfin," sagte er gedehnt und wie nach einem Eingang suchend. „Eine Seelen- und Bekehrungsgeschichte. Nehmen wir an, unsere Benigna hätte geliebt —"

„Verstehe. Der Mensch hat sie verlassen?"

„Im Gegentheil! Er liebt sie noch immer, mehr als je —"

„Was ist also für Hinderniß?"

„Der Edelmuth der Geliebten. Er steht zu hoch für sie, obwohl er entschlossen ist, ihr seine Hand zu reichen, sie aber will der vornehmen Familie die Schande nicht anthun."

„Das sieht dem braven Wesen ähnlich! Und darum will sie in's Kloster?"

„Was erübrigt ihr sonst? Der junge Mann verfolgt sie unabläßig. — Mir hatte sie sich anvertraut. Wissen Sie, was ich ihr zur besonderen Buße auferlegte?"

„Nun? Ich bin begierig!“

„Ich muß vorausſchicken, daß ſie eine wirklich Sünderin war, daß ſie dem ſtürmiſchen jungen Mann nicht gehörig Widerſtand geleiſtet, wie ſie mir mit Zerknirſchung eingeſtand“ —

„Die Mädchen ſind ſchwach, die Männer ſind ſchlecht! Wie mein Herr Sohn. — Nun, und die Buße?“

Der Jeſuit ergriff die Hand ſeines Beichtkindes. „Ich trug ihr auf, im Hauſe der ſchwer beleidigten Mutter zu dienen!“ ſagte er mit Betonung.

Die Gräfin wurde aufmerkſam.

„Der Mutter des Menſchen?“

„Als Magd. Zur Strafe. Unter fremdem Namen. Sie ſollte zu der ausgezeichneten Dame demüthig hinauf blicken, an den Vorzügen der Gräfin ihre eigene Niedrigkeit um ſo mehr erkennen. Doch die Sühnung war zu hart. Die Aermſte erliegt unter der Aufgabe. Die Nähe des Verführers, dem ſie über Jahr und Tag aus dem Wege gegangen, brachte die Büßende außer ſich — in dieſem Augenblick ſchnürt ſie ihr Bündel“ — er ſprach laut und nach der Thür gewendet — „doch da iſt ſie!“

Er ſprang vom Seſſel auf, wie erfreut, ſeine Lection

los geworden zu sein, der heimlich Verbündeten den Rest und die Entwicklung überlassend.

Lauretta erschien an der Schwelle, einige zusammengeraffte Kleidungsstücke in den Händen. Aranda winkte ihr, näher zu treten.

„Die Frau Gräfin weiß um Alles!“ erklärte er ihr.

Lauretta stand stumm, gesenkten Hauptes.

„Benigna! Sie also?“ sagte die Gräfin mild, ohne Vorwurf. „Er hat Sie verführt?“ setzte sie wie entschuldigend bei.

Die gute Schauspielerin warf sich auf den Boden. „Verdammen Sie mich nicht!“ brachte sie kaum hörbar hervor. „Ich leide furchtbar —“

„Nehmen Sie sich des Mädchens an!“ wendete sich die Gräfin nach einer Pause zu Aranda. „Ich will, daß sie vorläufig im Hause bleibe.“

Man hörte Benigna laut schluchzen.

Der Jesuit half der schlauen Sünderin vom Boden auf und sagte salbungsvoll:

„Multum amavit — multum illae condonabitur!“

Dreizehntes Capitel.

Das Testament.

In majorem Dei gloriam!

Das unlängst eröffnete neue Vorstadt-Kaffeehaus war in den ersten Tagen des Januar 1852 überfüllt. Ein etwas gemischtes Publikum, worunter viele Blousenmänner, besprach sich eifrig über die eben aufgehobene März-Constitution. Daß die Freiheit auf's höchste gefährdet sei, darüber war man einig, und der kleine Kaffeewirth mit dem großen Backenbart, der als eine politische Autorität zu gelten schien, bewies seinen Gästen auf das Eindringlichste, daß man nun mehr als je zusammenhalten, den Kampf gegen die Camarilla fortsetzen, die früheren Errungenschaften auf's Aeußerste vertheidigen müsse.

„Mein Mann hat Recht!" rief die korpulente Kaffeewirthin vom Schanktisch herüber. „Man muß der Re-

action, dieser giftigen Schlange, auf den Kopf treten! — Jean, haben Sie keine Ohren?“ herrschte sie dem Garçon zu, der mit offenem Munde der Weisheit seines Brodherrn zugehorcht hatte. „Der Herr dort am Fenster hat einen kleinen Schwarzen verlangt.“

„Meine Herren!“ fuhr der Wirth fort — „ich bin stolz darauf, jetzt Ihnen anzugehören. Durch die Verbindung mit meiner lieben Frau und durch die Uebernahme des Geschäftes bin ich, ein geborener Sachse, österreichischer Staatsbürger geworden.“

„Ja, so ist's!“ unterbrach die ehemalige Wittwe Brennberger (denn sie war die Wirthin) ihren Peterlein. „Ich hatte die Concession auf meinen Namen in Händen, ließ sie auf ihn übertragen. Eine Freundin war uns dabei behilflich. — Zwei Punsch und ein Zuckerwasser!“ commandirte und notirte sie zugleich. — „Die gute Lauretta hatte uns auch sonst einander zu nähern gewußt. Gelt, Männchen?“

„Wir hätten uns wohl auch ohne sie zusammen gefunden, liebes Weibchen!“ erwiderte Peterlein zärtlich. — „Ich bin also ein Oesterreicher, meine Herren!“ wendete er sich wieder zu seinem Publikum — „kenne aber

auch die übrige Welt der Erscheinungen, habe mich tüchtig umgesehen."

„Ja, und er hat auch studirt!" versicherte die Dame, nicht ohne Stolz. „Er ist ein halber Gelehrter, ein Philosoph. — Ein halber Harlekin,*) ein ganzes Himbeer!"

„Wenn ich das Geschäft übernommen habe," — erklärte sich der philosophische Kaffeewirth des Näheren, — „so war es in der Aussicht, daß man auch in diesem bescheidenen Wirkungskreise sein Scherflein zum Ganzen, zum Allgemeinen beitragen könne. Unser Haus ist ein öffentliches Haus. Einem Jeden steht der Eintritt frei er mag etwas verzehren oder nicht, ohne alle Rücksicht auf das mehr oder minder des Genießens —"

„Ja, wir zwingen und nöthigen Niemanden!" warf Frau Peterlein dazwischen. „Obschon es Herren genug giebt, die sich mit einer gestopften Pfeife oder wohl gar nur mit einem Glas Wasser genügen lassen."

„Ich schätze Jeden meiner Herren Gäste" — fuhr Perterlein fort, — „daß sich aber in unserem bescheidenen

*) Mehrfarbiges Eis.

Lokale nur lauter tüchtige und gesinnungsvolle Männer zusammengefunden, das rechnen wir, meine liebe Frau und ich, uns zur besonderen Ehre."

(Beifallsgemurmel unter den Gästen.)

„Und so ist dieses Haus kein gewöhnliches Kaffeehaus, es ist eine Art Gemeinde-, ja, Familienhaus. Einer kennt den Andern, Alle halten zusammen — keiner, der nicht den Fortschritt und die Freiheit liebte, der nicht bereit wäre, als Wähler oder Gewählter, für die künftige Verfassung einzustehen, welche schließlich eine Wahrheit werden wird, werden muß!" (Zustimmung.) „Diese trüben Zeiten des Bach'schen Regiments werden vorübergehen, wenn wir nur ausharren. Ungarn und sein passiver Widerstand bürgen uns dafür. Oesterreich hat eine Zukunft. Daran halten wir fest und bewegen uns einstweilen in den Schranken der Mäßigung. Wir sind unter uns! Das sei unser Trost. Kein Fremder, kein Andersdenkender unter allen den Billard- oder Whist- und Tarokspielern —"

„Wir können auch die Schnüffler, die Spione nicht unter uns dulden!" erklärte sich Frau Peterlein mit Betonung und warf einen scharfen Blick auf den Zeitungs-

leſer in der Ecke, welcher, den Hut auf dem Kopf, in ſeine Lektüre vergraben ſchien, und die bebrillte Naſe tief in das Blatt ſteckte.

„Genug, meine Herren!“ ſchloß Peterlein. „Wir ſind Freunde und Genoſſen. Ihre Hand, Herr Müller! Ihre Hand, Herr Meyer, Herr Schmidt! Ein Glas Punſch! Auf eine beſſere Zukunft! Es lebe die Freiheit!“

Große Bewegung. Alle Gäſte drängten ſich herbei, dem freiſinnigen Wirthe die Hand zu ſchütteln. Der Familienpunſch dampfte. Peterlein nahm durchaus keine Bezahlung dafür. Nicht zum Schaden des Inſtituts! Der Punſch war nun an der Tagesordnung und wurde natürlich in der Folge bezahlt.

Der Zeitungsleſer in der Ecke hatte im Stillen die Zeche für ſeinen „Schwarzen“ berichtigt und ſich leiſe davon geſchlichen. Hofrath Wenzel Rucicka (er war der Leſer) ging zu ſeinem Privatvergnügen bisweilen in Gaſt- und Kaffeehäuſer, um der öffentlichen Stimme zu horchen. Was er da, beſonders in den Vorſtädten, vernahm, ließ ihn nicht ohne Bedenken.

„Das Wiener Volk hat von dem Baum der Erkenntniß genaſcht,“ — äußerte er ſich zu ſeinem Käthchen,

— „das hat seinen Appetit gereizt. Bald werden sich die Leute an der verbotenen Frucht völlig satt und dick fressen wollen. Bis dahin ist wohl noch weit! Aber es wird kommen."

„Mein Gott! Doch nicht wieder eine Revolution?" rief Käthchen erschrocken.

„Du denkst an Deinen quondam verwundeten Jugendfreund, den Freiheitskämpfer?" schielte der Hofrath durch die Brille. „Sei ohne Sorge! Nichts wiederholt sich in der Welt. So eine gemüthliche Märzbewegung am allerwenigsten. — Wie sagte der gute Doblhoff? „Der Weltgeist macht die Politik." — Er wird sie auch machen, aber langsam, nach seiner Gewohnheit. — Dieser Carl Günter ist dermalen in Amerika. Wer weiß, in zehn oder zwanzig Jahren kommt er zurück, und wird noch hier Verfassungsminister. — Aber wir können's abwarten. Vorläufig haben wir noch das Heft in der Hand! Wir, die Männer der Ordnung." —

So war es auch. Besonders nach dem gelungenen Pariser Staatsstreich.

Am Erinnerungs- und Krönungstage des ersten Napoleon fielen von den Ordnungsmachern, wie bekannt,

nur sechsundzwanzig Mann und ein Offizier; bei dreitausend Civilisten wurden niedergemetzelt, die Assemblée aufgelöst, die Deputirten verhaftet, Tausende von Bürgern in der Folge nach Cayenne geschickt. Ein Spieler, Herr von Morny vom Jokeiklub, regierte nun Frankreich, der Prinz-Präsident bekam über sechs Millionen oui's, mit der Anwartschaft auf den Kaiserthron. Dem Fürsten Sulkowski bezahlte er nun die alte Geldschuld, wie Arabella vorausgesehen hatte, mit Zinsen.

In Wien ging es minder blutig her. Nur Juden und Literaten wurden ausgewiesen, Gensdarmen sollten die Börse reguliren, und verschiedene vermuthliche Mörder des Grafen Latour wurden nachträglich aufgehenkt. Unser Peterlein aber bekam für seine patriotische Kaffeehausrede vierzehn Tage Arrest; bei Wiederholung eines derlei speech wurde er mit Entziehung der Concession bedroht. Seitdem wurde bei ihm weit mehr Punsch getrunken und Tarok gespielt als Politik gesprochen. Nur Frau Peterlein konnte ihre Zunge nicht völlig bemeistern.

* * *

Die Lebenskräfte der Gräfin Helene hatten sich im Laufe des Winters 1852 beinahe vollkommen aufgezehrt. Weder die sorgsamste Pflege von Seiten der Büßerin Benigna, noch die geistlichen Zusprüche Don Aranda's waren im Stande, die Katastrophe aufzuhalten, deren Eintreten im Frühling sowohl der Hausdoctor als die Consiliarärzte vorausgesagt hatten. — Im März kam ein Brief des Grafen Lothar, welcher seine vollzogene Vermählung mit der protestantischen Dame einfach anzeigte. — Die Mutter gerieth darüber außer sich, wollte keines ihrer Kinder mehr sehen. Nur nach der ältesten Tochter sehnte sie sich — leider vergebens! Fürstin Arabella war ganz und gar in die Napoleon'schen Kreise gerathen und konnte den Moment nicht erwarten, in welchem sich Prinz Louis die Krone seines Oheims auf das so lange Zeit schmucklose Haupt setzen würde. Wie durfte sie jetzt Paris verlassen?

„Die Mama kränkelt seit zwanzig und mehr Jahren," — sagte sie zu ihrem Gemahl — „und jammert eben so lange. Auch scheint die Sache nicht gar so gefährlich. Hier der letzte Brief Don Aranda's. Er giebt noch alle Hoffnung. — Kann ich jetzt abreisen? Frage Morny.

Sage selbst. Aber sobald der Prinz Kaiser geworden ist — Tags darauf, wenn es muß, nur früher nicht! Bereite Alles vor!"

Die Gräfin zu einem Testamente zu bewegen, war bisher vergebene Mühe. Jetzt, im Aerger über ihre Familie, ließ sie sich dazu herbei, unter dem Beistande des Jesuiten und des frommen Generals. Auch Lauretta-Benigna sollte dem feierlichen Acte beiwohnen.

Die Gräfin überlebte den März nicht völlig. Ihre Schwäche hatte von Tag zu Tag zugenommen, sie schlief endlich ruhig ein und für immer.

Das Testament wurde eröffnet. Ihren Antheil an der Herrschaft Scharfenstein hatte die Erblasserin dem Jesuitenorden vermacht und ihrem jüngsten Sohne, dem Grafen Guido, eine bedeutende Leibrente zugewiesen, unter der Bedingung, daß er auf seinen Herrschaftsantheil zu Gunsten der hochwürdigen Patres verzichte. Ihre übrigen Kinder wurden auf den Pflichttheil gesetzt. Aranda und Schwester Benigna waren reichlich bedacht; der General bekam einen silbernen Rosenkranz, als Andenken. Im Uebrigen Seelenmessen u. s. w.

Der Pflichttheil fiel ziemlich mager aus. Entweder war das Vermögen der Gräfin nicht so groß, als allgemein die Meinung war, oder — die Testamentsbeisitzer hatten dafür gesorgt, gewisse Werthpapiere zu rechter Zeit bei Seite zu schaffen. Man wird in dieser Meinung bestärkt, wenn man erfährt, daß dem Testamentszeugen, dem frommen General, welchem sein silbernes Andenken durchaus nicht zu genügen schien, von Seite der Haupt-Erben eine nicht unbedeutende Summe als freies Geschenk eingehändigt wurde.

Justine verließ bald nach dem Verluste der Mutter das Trauerhaus. Baron Felix ließ sich zu ihrem Vormund ernennen und nahm sie zu sich und seiner Molli auf sein Schloß.

Zwischen Aranda, Guido und Benigna kam das „Geschäft" bald in Ordnung. Die Herrschaft Scharfenstein wurde dem Orden überantwortet, das Schloß zu einer Art Weltkloster für vornehme junge und fromme Damen umgestaltet. Benigna wurde noch im Laufe des Jahres von Guido heimgeführt, und ein Zichy gewann seine Heirathswette gegen einen Lichtenstein. Die neue Gräfin, zur Oberin der Anstalt ernannt, wirkte von nun

an mit wahrer Leidenschaft nur für jesuitische Zwecke und beherrschte ihren Gemahl vollständig, der in dem frommen Hause nicht mucksen durfte, sich der von Don Aranda eingeführten Hausordnung fügen und die Fasttage und Betstunden, gleich den jungen Damen, strenge halten mußte.

Das von Günter erbaute weltliche und poetische Chalet wurde vergrößert, ein Theil zu einer Kapelle umgewandelt; ein paar Zimmer mit Kruzifixen und frommen Bildern verziert, behielt sich die Châtelaine bevor. Sie brachte täglich mehrere Stunden in diesen heiligen Räumen zu. „Ich war ein Weltkind," hieß es — „hier will ich mich sammeln." — Ihr Gemahl durfte die Gemächer nie betreten. Nur Don Aranda hatte den Zutritt. Er las auch bisweilen in der Kapelle die Messe, welcher nur die ausgezeichnetsten weiblichen Zöglinge beiwohnen durften. Ein, zwei Mal die Woche, wohl auch öfter, wenn es wichtige, geheime Geschäfte gab, arbeitete der Jesuit mit der Oberin in den innersten Gemächern.

Das „Sammlungshaus" trug die Aufschrift in glänzend polirten Lettern: In majorem Dei gloriam!

Vierzehntes Capitel.

Das entsiegelte Blatt.

Soll ich den Kelch nicht trinken,
den mir mein Vater gegeben hat?
Evangelium Johannis.

Juſtine war nun doppelt verwaiſt und nichts weniger als reich. Der Vater konnte die jüngſte Tochter nur ſpärlich bedenken, die Mutter hätte das ketzeriſche Kind am liebſten völlig enterbt. Die Tochter betrauerte den Verluſt der armen Frau, von der ſie weder als Kind, noch als Mädchen je eigentlich verſtanden worden. Perſonen, die ſich phyſiſch, wie moraliſch, gar zu ſehr mit dem eigenen Ich beſchäftigen — und unter dieſe nervöſen Naturen gehörte die Gräfin Mutter — ſind am wenigſten geeignet, auf andere Individualitäten einzugehen. — Juſtine hatte zumeiſt an dem Vater gehangen. Das verſiegelte Blatt, welches der Hand des Scheidenden entfallen war und das ſie aufgerafft hatte, enthielt die Aufſchrift: „Meiner lieben Tochter Juſtine. Am Tage ihres vier und zwanzigſten Geburtsfeſtes zu eröffnen.“ — Bis dahin ſind noch nahe

an drei Jahre! dachte sie damals und berichtete darüber nach Texas.

Carl Günter vermaß sich nicht, die Geliebte über den großen Verlust trösten zu wollen, doch schrieb er ihr den herzlichsten Brief.

„Dein Vater," — hieß es darin, — „hat Dich wahrhaft geliebt und es auch mit mir stets gut gemeint. Ich will mich nicht rühmen, allein ich wollte doch, er hätte mein Wirken hier mit ansehen können — ich weiß, er wäre mit mir zufrieden gewesen, er hätte mich vielleicht Deiner für würdig gehalten. Und sollte das geheimnißvolle Blatt, das er Dir hinterließ, uns für immer trennen wollen? Ich kann das nicht glauben. Ich weiß, Du hältst an mir, und die Hoffnung, Dich zu besitzen, ich will und kann sie nicht aufgeben. Seit lange hab' ich es mir zugerufen: Meine Existenz ist verfehlt ohne Dich!"

Chalybeus ergänzte in seinen Briefen die flüchtigen Notizen, welche der Reisende Gerstäcker seiner Zeit über die Kolonie gebracht, über deren Wachsthum und Gedeihen nunmehr der, im Ganzen mäßige, ja etwas trockene Mensch in völlige Dithyramben ausbrach.

„Es ist was Eigenes" — schrieb er unter Anderem — „um einen jungen, frischen Boden, um frische, freie Menschen. Und stellen Sie sich ja nicht vor, daß wir unter Wilden oder Halbwilden leben. Die Eingebornen sind Naturkinder, die sich bei guter und verständiger Behandlung bald zu einer geregelten Arbeit bequemen und daran Freude haben. Sie sind auch gelehrig und bildungsfähig. Ich, der Oberschulmeister, zähle unter meinen Schülern junge Leute von fünfzehn bis achtzehn Jahren, die ich in sechs Monaten weiter bringe und zu einer höheren Stufe emporhebe, als vermuthlich Ihr Herr Bruder, Graf Guido, während seiner ganzen Gymnasialzeit je zu erklimmen vermochte. Die jungen Leute arbeiten auf dem Felde, roden Wälder aus, helfen beim Straßenbau, dann werfen sie ihre Werkzeuge bei Seite und eilen mit wahrer Heißbegierde in die Schulstunden, fassen schnell und lebendig auf, lernen auch in den Mußestunden, überhören sich einander, suchen es Einer dem Andern zuvor zu thun. Mein Liebling ist ein junger feuriger Mexikaner, mit dem ich bereits anfange, leichtere römische Autoren zu lesen. — Sie werden lächeln. Ueber den Schulfuchsen! Man streut Samen aus. Ich weiß

eben nichts Besseres. — Unser Günter leistet freilich mehr. So rast- und ruhelos hab' ich noch keinen Menschen arbeiten sehen. Selbst der zähe Engländer Mr. Thompson staunt über ihn. Ihr Carl — ich darf ihn doch so nennen? Ihr Carl ist der Erste auf den Beinen und der Letzte zu Bett. Er ist überall zu finden, beim Feldbau wie bei den Neu- und Flußbauten, lenkt und leitet, schlichtet Zwistigkeiten, spricht Recht, fehlt aber doch bei keiner meiner Wochenprüfungen, schreibt mustergültige Berichte an den Gouverneur von Texas und an den Congreß-Präsidenten in New-York. Man spricht bereits stark davon, ihn mit Nächstem in das Repräsentantenhaus zu wählen. So ein Mann darf nicht klagen: Diem perdidi! (Sie haben doch Ihr Latein nicht vergessen?) — Kurz, er ist die Seele unserer Kolonie. In Europa würde man sagen: der König. Leider dermalen noch immer ohne Königin. Darum leidet er auch ein wenig an Heimweh. Aber was fände er daheim? Ein Volk, halb freigelassen, dann wieder auf's Neue geknechtet, das nicht versteht, sich frei zu machen, weder nach Innen noch nach Außen — dazu das Bach'sche Regiment und ein drohendes Concordat

mit dem Stellvertreter des Himmels und dem Erbfeinde der Welt und Menschheit. — Wie bedauere ich Sie, liebste theuerste Comtesse, daß Sie in diesem dumpfen Schwaden leben — nein, vegetiren müssen! O wären Sie bei uns, mit uns, mitten in der wahren menschlichen Freiheit! — Aber auch uns fehlt noch immer das Beste — Sie! — Kein Glück, scheint es, soll vollkommen sein. Wenn wir aber erreichen, wonach wir so sehnlich verlangen, dann wird es zwei — und mich mitgezählt — drei glückliche Menschen geben, wie diese miserable Erde keine ähnlichen aufzuweisen hat!"

Justine las diese und ähnliche Ergüsse mit pochender Brust und fühlte nicht selten den Drang, das versiegelte Blatt noch vor dem Termine zu eröffnen. Doch der letzte Wille eines Vaters ist heilig! —

Ein glücklicheres Ehepaar als Baron Felix und seine Molli ließ sich kaum denken. Er ein Vierziger, sie bereits dreißig. Aber seit Jahren und Jahren hatte das junge Mädchen den Cousin im Stillen verehrt und geliebt. Das gestand sie ihm erst auf der Hochzeitsreise. Und er! Ein nicht mehr junger Mann, in welchem ein so blühendes, lachendes, glückseliges Geschöpf seine

Welt, sein Alles findet — ein ernster Mann, der sich in den Wust der politischen Geschäfte gestürzt, um sein Herz zu betäuben, das er längst erstorben wähnte — er begegnet nun einem Wesen, einem kindlichen, ewig jugendlichen Wesen, das wie zu einem Mahadöh zu ihm aufblickt, ihn vergöttert, anbetet! Eine Leidenschaft erfaßt ihn, deren er sich nicht mehr für fähig gehalten, die ganze Kraft einer aufgesparten Jugend macht ihn auf's Neue wieder jung. Die Gatten lebten auf dem Schloß wie ein Geßner'sches Schäferpaar. Da kam der ersehnte Moment — Molli glaubte sich Mutter zu fühlen. Allein sie erbleichte, erkrankte, mußte zu Bette. Die Hoffnung war getäuscht. Ein Wermuthstropfen in den Kelch der Freuden!

Felix war tief betrübt, suchte sein Weibchen zu trösten, zu zerstreuen. Er wollte Gäste laden, eine Reise mit ihr machen, sie in die Stadt bringen, in Gesellschaften, Theater, Concerte.

Molli sah ihn lächelnd an, fiel ihm dann um den Hals. „Ich habe Dich!“ rief sie aus. „Was will ich mehr? Was will ich noch? Nicht jeder heiße Wunsch kann sich erfüllen!“ — Ein Thränchen wurde

dabei doch aus dem Auge gedrückt. — In wenig Wochen war Molli wieder frisch. „Jünger und schöner als je!" meinte ihr Gemahl.

Justine sah dem Glücke der Beiden neidlos zu. Sie hatte ihr eigenes: Die Hoffnung, das Vertrauen auf ihren Carl, auf sich selbst. Freundschaft und Beschäftigung thaten das Uebrige. Sie vernachlässigte weder die Lektüre, noch die Musik, oder ihr Zeichnen und Malen. Das Landleben hatte große Reize für sie wie für Molli. Sie machten Spazierritte mit Felix, schwammen im Schloßteich. Das Erntefest, die Weinlese wurden mit allen Dorfbewohnern gemeinschaftlich gefeiert. Zu Wintersanfang ergab man sich so eifrig dem Schlittschuhlaufen, daß Felix wiederholt erinnern mußte, wie man sich ja doch vorgenommen, ein paar Wintermonate in Wien zuzubringen. Die Reise ward aber lange nach Weihnachten angetreten, nachdem sich das Schloß gegenseitig beschenkt hatte, wobei das Dorf nichts weniger als vergessen blieb.

In Wien kamen sich die drei Freunde wie Fremde vor. Der Aufenthalt wurde bedeutend abgekürzt. Zu

Anfang März 1853 waren sie bereits wieder in ihrer geliebten Landeinsamkeit.

Justine erhielt einen Brief von ihrer Schwester, der Fürstin, in Paris.

„Das ist jetzt das Herz der Welt," schrieb die Weltdame. „Das neue Kaiserreich wird ganz Europa mit seinem Glanze erfüllen, Louis Napoleon ist ein moderner Louis XIV. Und die Gräfin Montijo, unsere holdselige Kaiserin! Eine Schönheit, eine Hoheit, wie Du sie nicht ahnen kannst! Dabei ist sie fromm und gläubig, wie auch ich es bin — Du leider nicht! Ich bin selig, in der Nähe der hohen Frau weilen zu dürfen, die so gnädig ist, mich auszuzeichnen und auch Sympathieen für unser armes Polen an den Tag legt. Dabei ist sie, um die einheimische Industrie zu heben, auch die Göttin der Mode geworden. Alles richtet sich nach der Kaiserin Eugenie. Du solltest die Mäntel sehen, in denen wir uns bei Hofe präsentiren, oder die Kirchentoiletten für die „Madeleine." Wir hören dort einen Prediger — ein wunderbar schöner Mann! Und eine Suada, eine Salbung! Man zerfließt in Thränen dabei. — Doch was erzähl' ich das Dir! Der Schülerin eines Atheisten!

Im Ernſt geſprochen, Schweſter! Ich hoffe, Du haſt Deinen demokratiſchen Vagabunden endlich aufgegeben. Du zählſt nun volle dreiundzwanzig Jahre und unvermählt wirſt Du doch nicht bleiben wollen? Wir ſprechen darüber. Beſuche mich bald. In meinen Salons findeſt Du alle die Männer, welche die neue Zeit mit haben ſchaffen helfen, ſo die wackern Generäle, die Vertheidiger der Ordnung und die geiſtreichen Staatsmänner, einen Morny, einen Walewski, die der regierenden Familie ſo nahe ſtehen. — Kommſt Du recht bald, ſo kannſt Du mich Komödie ſpielen ſehen — zu einem frommen Zwecke, natürlich. Die angebetete Eugenie wird bei dieſer Gelegenheit mein Hôtel mit ihrem Beſuche begnaden. Beeile Dich alſo!

Was macht denn Felix mit ſeiner albernen Molli? Du hatteſt Recht, ſeine Hand auszuſchlagen. Wer ſich mit ſo Geringem begnügt, wie er, hatte nie einen Anſpruch auf Beſſeres, Höheres. — Hier ſind andere Männer! — Schreibe mir umgehend, ob ich Dir meine Kammerfrau ſchicken ſoll, um Dich abzuholen. — Mein Mann grüßt. Deine Bella.

P. S. Ich habe Herrn von Morny Deine

Photographie gezeigt. Er ist entzückt von Dir, von Allem, was ich ihm von Dir erzählt. Er ist aber ein Vogel, den alle Mädchen gern einfangen möchten. Avis au lecteur. — Sende mir eine zweite Photographie. Rathe, für wen!"

Justine war empört über die Frivolität der Schwester, beantwortete den Brief kurz und ablehnend.

Molli trat — nein, sprang zu ihr in's Zimmer, mit glühend rothen Wangen, die blitzenden Augen hell funkelnd vor Freude. „Weißt Du was Neues?" rief sie ihr von Weitem entgegen. „Mein allerliebster Felix will mich im nächsten Frühjahr auf eine große Reise mitnehmen."

„Wohin denn?"

„Nach Amerika. Denke Dir. Nach New-York."

Justine erröthete. „Nicht möglich!"

„Felix kennt meine Reiselust. Und er ist so gut, erfüllt jeden meiner Wünsche. Er rechnet aber darauf, daß Du uns begleitest."

„Ich?" Das Mädchen stand rasch auf.

„Ja, Du! Und wenn unsere jungen Freunde von Texas herüberkommen, wenn wir Alle in New-York zusammentreffen — was für Freude, was für Entzücken!"

„Wenn das anginge“ — sagte Justine gedehnt.

„Warum sollt' es nicht? Ist's vielleicht unschicklich?“ brachte die muntere Frau mit einer komisch prüden Miene hervor. „Dein gestrenger Herr Vormund hat das so angeordnet und mein Felix weiß genau, was sich ziemt. Ich lasse Dir Zeit, darüber nachzudenken. Felix erwartet mich. Wir wollen den Reiseplan völlig in's Reine bringen.“ — Damit stürzte sie zum Zimmer hinaus.

Bald darauf hatte Justine eine geheime Conferenz mit ihrem Vormund. Die Reise wurde abgelehnt. „Sie müsse ihr vierundzwanzigstes Geburtsfest abwarten,“ erklärte sie ihm.

„Das ist am achtzehnten April, nicht wahr?“

„1854. Im nächsten Jahr. Da entscheidet sich mein Schicksal.“

„Gut. Wir treten die Reise am neunzehnten an.“

„Oder gar nicht! Ich wenigstens,“ sagte das Mädchen aufgeregt.

Felix ergriff ihre beiden Hände: „Ruhig, liebes Kind!“ mahnte er. „Ich setze alle Hoffnung auf Ihren guten und verständigen Vater. Wird er zwei Herzen

trennen wollen? Zwei Seelen, wie die Eurigen? Wenn aber doch — gerade heraus! Was soll ein Veto aus dem Grabe? Darf Euch das abhalten, glücklich zu werden?"

„Oder unglücklich, mein Freund! — Nein, nicht ohne meines Vaters Segen! Daran halt' ich fest."

Den ganzen nächsten Winter blieben die Drei auf dem Lande. Felix las jeden Abend Reisebeschreibungen vor oder erzählte von Reisen. Molli war ganz Ohr, ihre Erwartung auf's Höchste gespannt. Eine Weltfahrt über den Ocean! Und an ihres Felix Seite! Sie konnte das Glück kaum fassen. — Justine blieb in sich gekehrt. Jeder Tag, der sie ihrem Geburtsfeste näher brachte, erfüllte sie mit frischer Hoffnung, wie mit neuen Zweifeln. Am siebzehnten April war sie einer Ohnmacht nahe, langte hundertmal nach dem verhängnißvollen Blatt, las unaufhörlich die Ueberschrift: „Meiner lieben Tochter Justine."

„Nein, er kann mich nicht unglücklich machen wollen! Der beste Vater! Er kann nicht!" rief sie schmerzvoll aus. „Aber sein Wille geschehe!" fügte sie ergeben hinzu.

Felix trat rasch, aber leisen Schrittes in's Zimmer. „Sie sind unruhig, liebe Justine?“ sagte er freundlich.

„Nun, morgen ist's ja vorüber — so oder so!“ bemerkte sie und zwang sich zu einem Lächeln, drückte dem Freunde die Hand.

Felix betrachtete sie aufmerksam. „Sie sind blaß und aufgeregt, Ihre Hand ist eiskalt.“

„Morgen ist Alles anders!“ sagte sie tonlos.

„Vielleicht heute schon!“ meinte der Freund lächelnd.

„Heute?“ — Sie erhob die Augen, sah ihn an.

„Ich wollte Sie vorbereiten — auf eine große Ueberraschung, eine Freude —“

„Er ist hier?“ rief sie plötzlich im Ton des Entzückens.

„Ja, die Freunde sind angekommen!“

Die Thüren sprangen auf. Günter und Chalybeus stürzten herein, Molli folgte.

„Justine!“ Günter warf sich ihr zu Füßen. Sie schloß ihn fest in ihre Arme, nahm ihn beim Kopf, schluchzte, lachte, war wie außer sich. Der Freund nicht minder. Chalybeus stand im Winkel und heulte. Molli zog ihn hervor. „Da ist noch Einer!“ sagte sie. Justine

ſchloß beide Freunde heftig an ſich. „Jetzt möchte ich ſterben!“ rief ſie aus.

Jeder Tag vergeht und ſo auch dieſer. Die Freunde ſaßen noch um Mitternacht zuſammen.

„Um Ein Uhr des Morgens bin ich zur Welt gekommen,“ verkündete Juſtine. Man wartete den Schlag der Stunde ab. Das verſiegelte Blatt lag auf dem Tiſch. Juſtine zitterte heftig. Günter umſchlang ſie. „Sei ſtark, mein ſtandhaftes Mädchen!“

Sie langte nach dem Blatt, hielt inne. „Erbrechen Sie's!“ ſagte ſie zu Felix. „Verkünden Sie mir mein Schickſal.“

Felix löſte das Siegel, warf einen Blick in die Schrift. „Sie hatten einen edlen Vater!“ ſagte er bedächtig. „Hören Sie, was er ſchreibt.“ Er las:

„Liebſtes Kind! Ich bin dem Scheiden zu nahe, um noch einen freien, unbefangenen Blick in das friſche, volle Leben werfen zu können. Nun gar in ein junges Leben, wie das Deine. Du haſt mir im vorigen Winter Deine Liebe zu dem jungen Günter eingeſtanden. Es hatte mich überraſcht, Du weißt — mich innerlich beſchäftigt, wohl auch gequält. Ich habe ſeitdem viele

Tage, viele schlaflose Nächte über Deiner Eröffnung nachgegrübelt!"

Justine verhüllte ihr Haupt, Molli flüsterte ihr zu, Günter saß in sich gekehrt.

Chalybeus ärgerte sich im Stillen über den todten Grafen, der seine Tochter noch nachträglich quälte.

„Fassen Sie Muth, liebe Justine!" sagte Baron Felix, der inzwischen für sich weiter gelesen. „Noch einmal! Ihr Vater war der edelste Mann!" — Er fuhr im Vorlesen fort:

„Du bist kein gewöhnliches Mädchen, verliebte Launen beherrschen Dich nicht. Eine Heirath ist aber auch nicht blos Sache des Herzens, besonders in Deinen Verhältnissen. Denke an Deine Mutter, Deine Schwester — denke an die Welt. Du bist nun einmal eine Gräfin Weißenstein und müßtest als Frau Günter wohl für immer aus Oesterreich scheiden."

(„Was wär' das für ein Unglück?" dachte Chalybeus bei sich selbst.)

„Glaube mir, mein Kind, man giebt nicht so leicht Vaterland, Familie, Freunde auf, Alles auf, womit wir

so enge verknüpft, verwebt, mit den innigsten Lebensfäden umsponnen sind.

Meine Schwäche nimmt zu. Ich schreibe an den letzten wenigen Zeilen in Absätzen, seit drei Tagen. Ich schließe heute — sonst wird es wohl zu spät."

(Justine konnte ihr Schluchzen nicht länger unterdrücken.)

„Wenn Du dies liesest, sind Jahre über Dein Geständniß dahin gegangen. Du zählst dann volle vierundzwanzig. Dein Verstand ist längst reif. Ist Deine Neigung zu ihm auch heute noch so tief, wie Du mir damals betheuert? Erforsche Dein Herz. Ich kann Dir nicht rathen. Ich werde dann längst nicht mehr sein. Sprich mit unserm Freunde Felix. Was er Dir räth, was er billigt — — Die Hand versagt mir. Die Gedanken.

Mein Segen über Dich! Ueber Euch Alle. Ueber Dich! Du warst mein liebstes Gut.

Dein Vater

Anton Graf von Weißenstein.

Wien, im Oktober 1851."

Nicht bald waren fünf zusammengehörige Menschen in gleicher Bewegung und Rührung vereinigt. Diese Nacht blieb ihnen Allen unvergessen.

Am nächsten Morgen stand Felix mit seiner Molli am offenen Fenster, das nach dem Schloßpark ging. Sie lächelten einander wie im Einverständnisse zu, als sie Günter und Justinen erblickten. Das Paar schritt Arm in Arm langsam und in innigem Gespräch in der bereits zart belaubten Baumallee auf und ab.

Chalybeus saß ziemlich ferne von ihnen, im Strauchwerk halb verborgen, seinen Horaz in der Hand. Er las lächelnd für sich und mit einem seelenvollen Blick auf die Beiden.

Dulce ridentem Lalagen amabo,
Dulce loquentem.

Fünfzehntes Capitel.

Epilog.

Nach tausend Jahren kehrt die Welle
Wiederum zu ihrer Quelle!
Alter Spruch.

Wer auf eine lange Reihe seiner Lebensjahre zurückblickt, welche Phasen, welche inneren Wandlungen stellen sich ihm dar! Bin ich derselbe? Bin ich denn noch ich? möchte man sich fragen. Und doch ist und bleibt es derselbe Lebenskeim und Kern, der sich seiner Natur gemäß mehr oder minder farbig und kräftig entwickelt. Und so auch die Völker, die Staaten. Was war Oesterreich vor dem März 48? Was nachher? Das lange unterdrückte österreichische Ich erwachte aus seinem Schlummer, erhob sich zu einer Art Selbstbewußtsein; es tobte und schäumte im Vollgefühl seiner jungen Kräfte und Säfte, übernahm sich wohl auch — da ward ihm der Dämpfer aufgesetzt. Das Ich hatte gegen sich selber gewüthet, die verschiedenen nationalen Separat-Ich's schlugen in tollem Kampfe gegen einander los,

und ein Jedes wollte für das Gesammt-Ich gelten. Es scheint, die Entzweiung mußte voran gehen, doch war die höhere Einheit noch lange nicht gefunden.

Im Jahre 1854 hatten sich unsere Reisenden nach New-York und Texas begeben. Baron Felix und Molli kehrten im nächsten Jahre nach Oesterreich und Wien zurück. Die anderen drei verblieben in der friedlichen Kolonie.

Welche Wandlungen in unserem Vaterlande im Laufe der nächsten zwanzig Jahre! Ein unseliger Vertrag wollte uns als geistige Heloten der Priesterherrschaft überliefern und damit das Mittelalter auf's Neue herauf beschwören, dessen scholastische Phantome das übrige kultivirte Europa im Bunde mit der Wissenschaft längst in ihr wesenloses Nichts gebannt hatte, und für immer! — Ein Schrei des Entsetzens ging durch die Welt, zumeist durch die österreichische. An dem gesunden Sinne des Volkes mußte, wie voraus zu sehen, jener päpstlich-ministerielle Anachronismus scheitern. — Daß wir später Provinzen verloren, will wenig bedeuten; sie hingen nur lose an uns und zur Noth, waren nie Fleisch von unserem Fleische, wären das nie geworden. Schlimmer der Bruderkampf, der uns aus Deutschland

drängte — doch nöthigte er uns, zusammen zu halten, uns zusammen zu nehmen, nach und nach auf eigenen Füßen zu stehen, und allen Experimenten feudaltrotziger Nationalen und unkluger Staatsweisen hartnäckigsten Widerstand zu leisten. Die Idee, welche am 13. März leuchtend aufgetaucht, mußte schließlich zur Wahrheit werden. Das Verfassungsleben hat begonnen, und die scheinbare, wohl vorübergehende „Zweitheilung" wird das Reich nicht hindern, einig und stark zu werden und sich in der Folge die bessere Form der Existenz zu geben, die noch nicht gefunden ist.

* * *

Die Kolonie in Texas betrachtete alle die wechselnden, die schlimmen wie die guten Phasen mit Aufmerksamkeit und Antheil, mit Angst, Schmerz und Freude. Weder Günter noch Justine konnten ihr Vaterland vergessen; Chalybeus war mehr Weltbürger und sonst nur Pädagog und Anhängsel der Günter'schen Familie, welche sich im Laufe der Jahre auf drei Knaben und zwei Mädchen angewachsen hatte. Der älteste Junge hieß

Hans wie der Freund, und sprach bereits mit zwölf Jahren römisch und altgriechisch wie deutsch und englisch.

Die Handelskolonie blühte von Jahr zu Jahr mehr auf, Günter war reich geworden. Mit ein und fünfzig Jahren, (denn so viele zählte er im Jahre 1874 und sein Haar begann zu bleichen) liebte er seine Justine noch eben so zärtlich wie als junger Mann von zwei und zwanzig. Das Alter der Frau Günter möge die geneigte Leserin aus früheren Angaben gefälligst selber nachrechnen. Wer Justine sah, mußte fehl rathen, ihr nicht viel über dreißig geben. Sie war nun freilich die zarte und schlanke junge Nymphe nicht mehr, hatte die behaglich-angenehme Fülle, wie sie der Mutter und Hausfrau ziemt; aber die frischen Wangen, Augen und Mund waren jung wie die wohlgeformten weißen Hände. Auch war sie beweglich geworden, schuf emsig im Hause, nicht minder in der Kinderstube —

„Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben."

Das Letztere war besonders nöthig, denn die zwei jüngsten männlichen Sproffen, elf- und neunjährig, waren Teufelsrangen. Der Aelteste, der nun beinahe

achtzehnjährige Hans, kräftig, tüchtig, ernsthaft, ein Abbild des Vaters, den er auf's Höchste verehrte. Sonst ahmte er, nicht immer zu seinem Vortheile, die steifen Manieren seines geliebten Lehrers Chalybeus nach. Die Mutter mußte lächeln, besonders wenn Hans gar zu häufig latein oder griechisch citirte; sie wollte aber nichts dagegen sagen — es konnte den Freund beleidigen.

Das ältere Mädchen von sieben Jahren glich auffallend der Mutter, das jüngere, vierjährige, dem Vater.

Eine glückliche Familie! Und doch lief bisweilen ein Schatten über Justinens dunkle Augen, und auch Günter hatte seine Momente ernsten Nachdenkens. Zufällig citirte sein Hans die Verse:

„Nescio qua natale solum dulcedine captos
Ducit, et immemores non sinit esse sui. —"

„Uebersetze das in's Griechische, Junge!" gebot Chalybeus, mit einem Seitenblick auf den Vater.

„Statim! Illico! Parautika — sagte Hans und schritt zur Thüre hinaus. —

Chalybeus trat zu Günter, der unthätig am Fenster stand, auf die Scheiben trommelte. Er ergriff die Hand des Freundes.

„Worüber sinnst Du? — Quid melius Roma? — Sag's nur! Du denkst an Wien."

„Meine liebe Frau noch weit mehr als ich!" versetzte Günter. „Wir haben auch viel und lange darüber gesprochen und verhandelt. Du weißt, ich habe mein österreichisches Staatsbürgerrecht beibehalten, mich darum auch nicht in's Repräsentantenhaus wählen lassen."

„Schade darum!" meinte Chalybeus.

„Warum? Auch in Oesterreich giebt es dermalen einen Reichsrath, ein parlamentarisches Ministerium."

Chalybeus schüttelte den Kopf.

„Ich traue dort dem Landfrieden nicht!" sagte er bedenklich. „Bei Euch ist keine Consequenz. Heute weiß, morgen schwarz. Ein salto mortale auf dem Andern! Auch sind die Pfaffen noch immer am Brett. — Aber Du hast das Heimweh?"

„Wir Beide. Meine Frau und ich. — Ich habe hier tüchtig gearbeitet, durch volle zwanzig Jahre, es geht mir auch wohl, uns Allen, aber —"

„Hm! Dich lockt's nach der Heimath?"

„Auch die Kinder möchten für ihr Leben gern Europa kennen lernen —" fuhr Günter fort. „Die

Reise ist halb und halb beschlossen. Ob wir dort bleiben, eine andere Frage. — Felix und Molli würden uns jedenfalls mit offenen Armen empfangen. Zudem — Justine findet dort das Grab ihres Vaters, auch hat sie noch Verwandte —"

„Ihre Brüder, nun ja! Par nobile fratrum! Und die fürstliche Frau Schwester, die sich nach dem Sturz des Napoléon le petit in eine Art Jesuitenkloster zurückgezogen haben soll —"

„Gleichviel! Die arme Frau sehnt sich nun einmal nach der Heimath."

„Wenn das ist — was bist Du für ein Gatte, wenn Du uns nicht noch heute alle mit einander einschiffst?" rief Chalybeus eifernd. „Unsere Justine will's? Que femme veut, Dieu veut! Nun gar so ein Musterweib!"

Man sieht, der treffliche Mensch hatte seinen Respekt vor der ehemaligen Comtesse noch immer beibehalten; ja, seine Theilnahme für sie hatte sich noch erhöht, seit dem sie zum ersten Mal Mutter geworden.

Die Reise nach Europa wurde bald darauf beschlossen und brachte unter den Kindern, den größeren,

wie den kleinen, die ungeheuerste Aufregung und den höchsten Jubel hervor. Sogar die vierjährige Molli klatschte in die Hände und fragte die Mama, ob es denn in Wien auch gerade so Menschen gäbe wie hier.

Im August 1874 durchschiffte die glückliche Familie munter und wohlgemuth die Wogen des Oceans.

* * *

Baron Felix und seine Molli lebten die ganze Zeit her auf dem Gute, machten inzwischen größere oder kleinere Reisen. Molli hatte ihren Gatten nach einer kleinen Pause von einigen Jahren mit einem Töchterlein beschenkt. Die nun bald fünfzehnjährige Justine war hochblond wie die Mutter und dem Vater wie sie an's Herz gewachsen. Der ehemalige „geheime Hofrath" war auch längst wieder politisch thätig und saß bereits seit drei Jahren im Herrenhaus, wo er natürlich jederzeit mit der liberalen Partei stimmte. Der noch frische Sechziger war nur etwas schlanker geworden; dagegen hatte Molli an Embonpoint bedeutend zugenommen und an Munterkeit nichts verloren. Die bereits fünfzigjährige Frau war noch immer angenehm, konnte auch

noch für hübsch gelten.' Die blonde Tochter war reizend, heiter und gutmüthig wie die Mama.

Unsere Europareisenden waren durch eine Laune des Zufalls beinahe gleichzeitig mit den Nordpolfahrern in Wien eingetroffen und mußten sich sagen, daß der österreichische Jubellärm dem amerikanischen wenig nachstehe.

„Immer besser wie damals!" meinte Chalybeus — „als sie dem zweideutigen Jellachich den Fackelzug brachten. Ich wenigstens ziehe die Payer's und Weyprecht's vor. Cedant arma togae! Nur diese „Inseln" und „Caps" mit Philister- und Banquiers-namen kann ich nicht eben billigen und daß das eiskalte „Franz-Josephsland" durchaus nicht als Aequivalent für die verlorene Lombardei gelten kann, das liegt auf der Hand!"

Wie sehr die Freunde sich gegenseitig des Wieder-sehens nach so langer Trennung freuten, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Die Kinderphalanx, welche Justine vorführte, erregte Frau Molli's Erstaunen. Die beiden Knaben, junge Riesen, waren bald wie zu Hause.

Juſtine die Jüngere ſetzte ihnen Früchte und Backwerk vor, worüber ſie ſich ohne Umſtände hermachten, der zarten Spenderin aber mit ſo derben Liebkoſungen zuſetzten, daß ſich der ältere Bruder Hans ſchützend vor das zarte Fräulein ſtellen mußte. „Quos ego!“ drohte er den Jungens, die ſich mit Bockſprüngen davon machten. — Hans aber wendete ſich galant zu der blonden Schönheit, entſchuldigte die unartigen Brüder, ſagte ihr verbindliche Worte, welche das Mädchen freundlich und nicht ohne Erröthen erwiderte. Die beiden Mütter und Freundinnen lächelten ſich einander zu und ſchienen nicht unzufrieden mit dieſer erſten Annäherung der jungen Leute, in denen ſie vielleicht bereits im Geiſte ein künftiges Paar erblickten.

Juſtine fragte nach ihren Geſchwiſtern. Graf Lothar war durch die Bemühungen ſeiner proteſtantiſchen Gemahlin ſeit Jahren Geſandter in Rio Janeiro und ſeit dem Tode der Eltern außer allem Verbande mit der Familie. Fürſtin Arabella, welche vor zwei Jahren Wittwe geworden, hatte ſich merkwürdiger Weiſe mit ihrer Schwägerin Lauretta (Benigna) eng verbunden und beförderte mit ihr die Zwecke des Ordens. In der Gering-

schätzung ihres Bruders Guido wetteiferte sie mit seiner gräflichen Gemahlin. Der vernachlässigte Gatte ergab sich im Stillen dem Trunke. — Die Fürstin hielt auch zu einer gewissen Hofpartei, welche noch immer insgeheim gegen die Verfassung und das Ministerium intriguirte, mit wenig Aussicht auf Erfolg — vor der Hand.

Justine gedachte die Schwester mit einem Besuche in Scharfenstein zu überraschen.

„Weißt Du auch, daß unser Chalet in eine Art Bet- oder Sammlungshaus umgewandelt ist?" eröffnete ihr Günter. „Schreibe ihr erst. Wer weiß, ob Du ihr dort gelegen kommst!"

Der Brief wurde ziemlich ausweichend beantwortet. „Wir sind hier eine Espèce von Büßerinnen," — schrieb die noch immer reizende Fürstin, — „und geben uns mit weltlichen Dingen nur in so fern ab, als das Heil der Kirche damit in Verbindung steht. Glaube darum nicht, daß wir uns kasteien oder allen Freuden des Lebens gleich den Trappisten entsagen. Wir sind geistige Weltmenschen, müssen mit der Welt leben, da wir auf sie einwirken wollen. Sieh Dir unser Treiben mit an. Ich zweifle aber, daß es Dir besonders zusagen

werde. Du bist und bleibst eine Idealistin — wir sind praktisch fromm. — Den Verlust meines Mannes hab' ich Dir nach Texas gemeldet. Mein Jagello ist seit den Folgen des unseligen „Sedan" in Chislehurst, als Spiel- und Studiengenosse des künftigen Kaisers der Franzosen. Die demokratische Tante verzeihe ihm seine monarchische Richtung. — Der Himmel schütze Dich!

P. S. Grüße Deinen Mann. Du hast vier oder fünf Kinder? Sind das auch lauter „Völklinge" und Rationalisten? Ich mahne und warne wohl vergebens! Mais travailler à la conversion des pécheurs et des pécheresses, voilà mon metier à moi.

Arabella Gräfin Weißenstein,
verwittwete Fürstin Sulkowski."

Wer wird eine Schwester besuchen wollen, die in dieser Weise schreibt? — Der Stil der immerhin geistreichen Fürstin hatte übrigens an Frivolität seit Paris zugenommen. Daran mag, wie wir vermuthen, der französische und imperialistisch gesinnte, von den Deutschen auf's Haupt geschlagene galante General seinen Antheil haben, welcher die schöne Wittwe nach Scharfenstein be-

gleitet hatte, sich dort in der Nähe des Schlosses ansiedelte, und welchem man die petites entrées in das mehr erwähnte „Sammlungshaus“ um so weniger verweigern durfte, als er dazu bestimmt war, die Verbindung zwischen der Exkaiserin und der jesuitischen Fürstin aufrecht zu erhalten. — Arabella war ihrem Manne physisch treu geblieben — allein ihre Phantasie war unter dem Kaiserreich verderbt worden und es bedurfte kaum der Lehren und des Beispiels der viel erfahrenen Lauretta, um in der ohnehin gemüthlosen Fürstin den letzten Rest von Sitte und Scham zu ersticken. —

Justine fühlte sich schmerzlich berührt durch die abweisende Kälte der Schwester, der Jugendgespielin, nach deren Anblick sie sich nach so langer Trennung gesehnt hatte. Allein die Jugend verraucht eben bald oder verhärtet sich. Nur wahrhaft gute Menschen bleiben jung. Auch ist nichts gefährlicher, als sich zu trennen, und nichts unwahrscheinlicher, als sich wieder zu finden.

Die Männer fanden sich weniger getäuscht. Denn als Günter und Chalybeus ihren weiland Studien-

kollegen Peterlein in dessen nunmehr „verfassungstreuem“ Kaffeehause aufsuchten, kam ihnen die alte treue Seele unverändert entgegen. Der wackere Kaffewirth und seine inzwischen übermäßig dick gewordene Ehehälfte vergossen Thränen des Entzückens und wurden nicht müde, die Freunde zu umarmen.

„Sie haben sich nur wenig verändert, Herr Günter,“ — bemerkte Frau Brigitte, — „und gleichen noch immer dem seligen Ludwig Löwe.“

„Da ist aber noch ein Freund, oder er ist es geworden!“ rief Peterlein und wies auf einen neuen Stammgast, der von seinem gewohnten Platze aufgestanden war und sich, die Augengläser hin- und herschiebend, langsam näherte.

Hofrath Wenzel Rucicka, bereits unter dem Bürgerministerium pensionirt, hatte sein Käthchen an den Folgen einer Fehlgeburt längst verloren, dagegen seine einzige Tochter, das Ebenbild der Mutter, an eine industrielle Celebrität vor kurzem höchst vortheilhaft verheirathet. Der ehemalige Polizist war nun der Obmann eines liberalen Wahlcomité's! So lebte der Mann cum otio dignitate, wie Chalybeus bemerkte,

und zu Günter gewendet halb scherzhaft hinzu fügte: „Die Freigelassenen sind zuletzt doch wirklich frei geworden! Hunc ego consiliarium aulicum liberum esse ajo.“

Auf dem weitläufigen Schlosse des Baron Felix war die Familie Günter bequem einquartiert worden. Einstweilen provisorisch. Sollten sie in dem erneuten Oesterreich bleiben? Man schien noch unschlüssig.

„Ich meines Theils lebte lieber hier, als in dem verpreußten Deutschland!“ äußerte sich Chalybeus. „Und ich *bin* doch ein Deutscher. Aber eben *weil* ich's bin, es mit dem Herzen bin! Die preußische Tapferkeit in Ehren, die Rührigkeit dort, das Wissen, der Verstand! Aber man hat kein Gemüth zu den Leuten. Wien ist im Grunde deutscher als Berlin!“

„Es *war* deutsch!“ sagte Günter ernsthaft.

„Hm! Es kann's wieder werden. Nur ja nicht boruffisch! Dafür bin ich zu sehr Holsteiner.“

„Begnügt Euch, daß wir wiederum ein Oesterreich haben,“ — bemerkte Felix. — „Du erinnerst Dich unseres alten Streites, lieber Günter? Nun, Dein Ideal ist nicht erreicht, doch wir haben dermalen etwas, womit wir Beide zufrieden sein können.“

„Wenn's nur anhält!“ brummte Chalybeus in sich hinein.

„Dich hat es hierher zurück gezogen?“ sagte Günter und ergriff die Hand seiner Frau.

„Hier stand meine Wiege,“ — sagte Justine sanft, — „hier schlummert mein Vater, hier möchte ich einschlafen!“

Die Kinder stürmten herbei, denn es ging auf Mittag. Hans Günter führte die blonde Schöne mit etwas steifer Galanterie am Arm.

„Justine, wir bleiben!“ Günter drückte seiner Frau die Hand. — „Sieh, da ist unser junges Oesterreich, Felix!“ — Er wies auf den Nachwuchs.

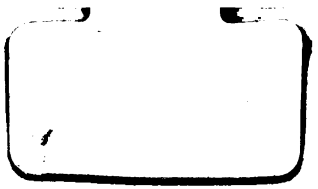
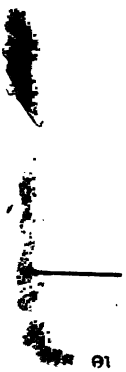
„Oder das junge Deutschland!“ rief der unverbesserliche Chalybeus. „Das Meer zieht die Flüsse an. Von wannen wir ausgingen, dahin gelangen wir wieder. Das wahre Deutschland ist noch nicht, aber es muß werden, und die Welle, Deutsch-Oesterreich, muß zur Urquelle zurück strömen. Und wenn es erst heißt: Initium Germaniae —“

„Sie drohen mit Finis Austriae, mein Freund?“ unterbrach ihn Felix lächelnd. „Dahin ist wohl noch

weit. Doch freilich, kein Reich währt ewig! Wie Babel, Ninive und Rom bezeugen. Das Staatengebilde, wie das Menschenbild, bringt im Entstehen den Keim des Untergangs mit sich, und an den Fehlern und Irrthümern, die uns eine eiserne Nothwendigkeit zu begehen zwingt, siechen wir dahin und vergehen wir."

„Wir Alle leben vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zu Grunde."

Ende.

Druck von Otto Janke in Berlin.

Umschlag-Druck der Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft.
Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins.